



VINTAGEART

© Grafik Werkstatt „Das Original“ - www.gwbi.de - Postkarten - Das geht nicht - Art. Nr.: 9354

Geschichten des Monats gesammelt von Inge Willwacher

Mai 2018	Der Hammer
April 2018	Wer bist Du?
März 2018	Zwei Freunde
Februar 2018	Die Todesliste
Januar 2018	Der kleine Baumwollfaden
Dezember 2017	Wann fängt Weihnachten an?
November 2017	Der schwarze Punkt
Oktober 2017	Meine eigene Herkunft
September 2017	Thomas Alva Edison
August 2017	Wann beginnt der Tag?
Juli 2017	Der Schlüssel zur Freiheit
Juni 2017	Perspektive
Mai 2017	Papa, darf ich dich mal was fragen
April 2017	Willkommen in Holland
März 2017	Das Königskind
Februar 2017	Der Musiker - Eine wahre Geschichte
Januar 2017	Eine Geschichte über das Zuhören und Entdecken (Der Meisterschütze)
Dezember 2016	„Sag mir, was wiegt eine Schneeflocke“
November 2016	Tut-nicht-gut, Lakota
Oktober 2016	Die alte Dame
September 2016	Zwei Wölfe ...
August 2016	Die Geschichte vom Indianer und der Grille
Juli 2016	Gibt es ein Leben nach der Geburt?
Juni 2016	Eine weise Sufi-Geschichte über Akzeptanz und das Loslassen
Mai 2016	Das schöne Herz
April 2016	Zwei schiefe Steine
März 2016	Die Wäsche (Paulo Coelho)
Februar 2016	Zeichen (Spuren am Weg)
Januar 2016	Das Lied des Kindes hören und singen können
Dezember 2015	Eine Engelsgeschichte
November 2015	Das Problem
Oktober 2015	Neue Augen finden
September 2015	Die Stadt der Brunnen
August 2015	Die Einladung (Oriah Mountain Dreamer)
Juli 2015	Nähe (Mahatma Gandhi)
Juni 2015	Die Geschichte vom Steinbrucharbeiter
Mai 2015	Der Schmetterling
April 2015	Die sieben Weltwunder
März 2015	Dies ist ein realer Funkspruch, der zwischen Spaniern und Amerikanern am 16. Oktober 1997 stattgefunden hat - aufgenommen von der Frequenz des spanischen Maritimen Notrufs, Canal 106, an der galizischen Küste „Costa De Fisterra“
Februar 2015	Es war einmal ... (Frösche)
Januar 2015	Der Segen meines Großvaters

Der Hammer

Ein Mann will ein Bild aufhängen. Den Nagel hat er, aber nicht den Hammer. Der Nachbar hat einen, das weiß er. Also beschließt er, hinüberzugehen und sich beim Nachbarn dessen Hammer auszuborgen.

Doch während er dies erwägt, kommen ihm Zweifel: Was, wenn ihm der Nachbar den Hammer nicht leihen will?

„Gestern schon grüßte er mich nur flüchtig“, dachte er, „vielleicht war er in Eile. Aber vielleicht war die Eile nur vorgeschützt, und er hat etwas gegen mich. Und was? Ich habe ihm nichts angetan, der bildet sich da etwas ein. Wenn jemand von mir ein Werkzeug borgen wollte, *ich* gäbe es ihm sofort. Und warum er nicht? Wie kann man einem Menschen einen so einfachen Gefallen abschlagen? Leute wie dieser Kerl vergiften einem das Leben. Und dann bildet er sich noch ein, ich sei auf ihn angewiesen. Bloß weil er einen Hammer hat. Jetzt reicht's mir wirklich!“

Und so stürmt er hinüber, läutet, der Nachbar öffnet, doch noch bevor er überhaupt „Guten Tag“ sagen kann, schreit ihn unser Mann an: „Dann behalten Sie Ihren Hammer doch, Sie Blödian!“

nach Paul Watzlawick „Anleitung zum Unglücklichsein“

Wer bist Du?

Es war einmal eine Frau, die schwer erkrankt war und im Koma lag. Die Zeit verstrich, ohne dass sie wieder zu sich kam. Auf einmal erschien es ihr so, als sei sie nun tot, als befände sie sich im Himmel und stände nun vor einem Richterstuhl.

„Wer bist Du?“ fragte eine Stimme.

„Ich bin die Frau des Bürgermeisters“ antwortete die Frau.

„Ich habe nicht gefragt, wessen Ehefrau Du bist, sondern, wer *Du* bist.“

„Ich bin Mutter von vier Kindern.“ entgegnete die Frau.

„Ich habe Dich nicht gefragt, wessen Mutter Du bist, sondern wer *Du* bist.“

„Ich bin Lehrerin.“ gab die Frau zur Antwort, und ihre Stimme schwankte etwas.

„Ich habe auch nicht nach Deinem Beruf gefragt, sondern wer *Du* bist.“

„Ich bin Christin.“ sagte die Frau, nun schon ziemlich ratlos.

„Ich habe Dich nicht nach Deiner Religion gefragt, sondern wer *Du* bist.“

Und so ging es immer weiter. Alles, was die Frau erwiderte, schien keine befriedigende Antwort auf die Frage „Wer bist Du?“ zu sein.

Die Frau war aber keineswegs tot, sondern erwachte wenig später aus dem Koma. Zum Erstaunen aller wurde sie wieder gesund. Sie beschloss nun, der Frage „Wer bist Du?“ auf den Grund zu gehen und auf die Suche zu gehen, herauszufinden, wer sie wirklich war.

nach Anthony de Mello

Geschichte des Monats März 2018

Zwei Freunde



Zwei Freunde wanderten durch die Wüste. Während der Wanderung kam es zu einem Streit und der eine schlug dem anderen im Affekt ins Gesicht.

Der Geschlagene war gekränkt. Ohne ein Wort zu sagen, kniete er nieder und schrieb folgende Worte in den Sand:

„Heute hat mich mein bester Freund ins Gesicht geschlagen.“

Sie setzten ihre Wanderung fort und kamen bald darauf zu einer Oase. Dort beschlossen beide, ein Bad zu nehmen. Der Freund, der geschlagen worden war, blieb auf einmal im Schlamm stecken und drohte zu ertrinken. Aber sein Freund rettete ihn buchstäblich in letzter Minute.

Nachdem sich der Freund, der fast ertrunken war, wieder erholt hatte, nahm er einen Stein und ritzte folgende Worte hinein:

„Heute hat mein bester Freund mir das Leben gerettet.“

Der Freund, der den anderen geschlagen und auch gerettet hatte, fragte erstaunt: „Als ich dich gekränkt hatte, hast du Deinen Satz nur in den Sand geschrieben, aber nun ritzt du die Worte in einen Stein. Warum?“

Der andere antwortete: „Wenn uns jemand gekränkt oder beleidigt hat, sollten wir es in den Sand schreiben, damit der Wind des Verzeihens es wieder auslöschen kann. Aber wenn jemand etwas tut, was für uns gut ist, dann können wir das in einen Stein gravieren, damit kein Wind es jemals löschen kann.“

Verfasser unbekannt
wurde mir zugesandt von Anke

Die Todesliste

Im Wald verbreitet sich das Gerücht, der Bär habe eine Todesliste angefertigt. Viele Tiere leben in Angst, sie könnten auf dieser Liste stehen.

Der Hirsch nimmt allen Mut zusammen, geht zum Bären und fragt: „Hey Bär, ich habe gehört, du hättest eine Todesliste. Stimmt das?“
Der Bär nickt, der Hirsch fragt bestürzt:
„Stehe ich auch auf dieser Liste?“
Antwort: „Du stehst auch auf der Liste.“
Der Hirsch stürmt entsetzt davon und wird wenige Tage später tot aufgefunden.

Die Angst steigt, und nun fragen sich alle, ob sie auch auf dieser Liste stehen. Da fasst sich der Eber ein Herz und geht zum Bären:
„Stehe ich auch auf deiner Liste?“
Der Bär nickt: „Auch dein Name steht auf der Liste.“
Der Eber rast voller Panik davon und wird bald darauf tot im Wald gefunden.

Nun traut sich niemand mehr nachzufragen. Alle verstecken sich so gut sie können – bis auf den sonst so ängstlichen Hasen. Der geht zum Bären und fragt: „Bär, stehe ich auf deiner Liste?“
„Ja, auch du stehst auf der Liste.“
„Könntest du mich bitte streichen?“
„Na klar, kein Problem.“

Der kleine Baumwollfaden

Es war einmal ein kleiner Baumwollfaden, der war mit sich und der Welt unzufrieden.

Er hatte Angst, dass es mit ihm einfach zu nichts reicht, so wie er war.

„Für ein Schiffstau bin ich viel zu schwach“, sagte er sich, „und für einen Pullover zu kurz. Um an andere anzuknüpfen, dazu habe ich zu viele Hemmungen. Für eine Stickerei eigne ich mich auch nicht, denn dazu bin ich zu blass und farblos. Ja, wenn ich aus Lurex wäre, dann könnte ich eine Stola verzieren oder ein Kleid. Aber so? Es reicht einfach zu nichts! Was kann ich schon? Niemand braucht mich. Niemand mag mich. Und ich mag mich selbst am allerwenigsten.“

So sprach der kleine Baumwollfaden, und dann legte er traurige Musik auf und fühlte sich ganz niedergeschlagen in seinem Selbstmitleid.

Da klopfte ein Klümpchen Wachs an seine Türe und sagte:

„Lass dich doch nicht so hängen, Baumwollfaden. Ich weiß etwas. Ich habe da eine Idee: Wir beide tun uns zusammen! Für eine lange Osterkerze bist du zwar als Docht zu kurz, und ich habe dafür nicht genug Wachs. Aber für ein Teelicht reicht es allemal! Das wärmt und macht ein bisschen heller. Es ist besser, ein kleines Licht anzuzünden als immer nur im Dunkeln zu sitzen, zu schimpfen und zu jammern.“

Da war der Baumwollfaden ganz glücklich, tat sich mit dem Klümpchen Wachs zusammen und sagte:

„Nun hat mein Dasein doch einen Sinn bekommen!“

Und wer weiß, vielleicht gibt es in der Welt noch mehr kurze Baumwollfäden und kleine Wachsklümpchen, die sich zusammentun, ein kleines Licht anzuzünden und leuchten.

Verfasser unbekannt



Wann fängt Weihnachten an?

Wenn der Schwache dem Starken die Schwäche vergibt,
wenn der Starke die Kräfte des Schwachen liebt,
wenn der Habewas mit dem Habenichts teilt,
wenn der Laute bei dem Stummen verweilt,
und begreift, was der Stumme ihm sagen will,
wenn das Leise laut wird und das Laute still,
wenn das Bedeutsame bedeutungslos,
das scheinbar Unwichtige wichtig und groß,
wenn mitten im Dunkeln ein winziges Licht
Geborgenheit und helles Leben verspricht,
dann, ja dann, fängt Weihnachten an!

Rolf Krenzer

Der schwarze Punkt



Eines Tages kam ein Professor in die Klasse und schlug einen Überraschungstest vor. Er verteilte sogleich das Aufgabenblatt, das wie üblich mit dem Text nach unten zeigte. Dann forderte er seine Studenten auf die Seite umzudrehen und zu beginnen. Zur Überraschung aller gab es keine Fragen – nur einen schwarzen Punkt in der Mitte der Seite.

Nun erklärte der Professor folgendes:

„Ich möchte Sie bitten, das aufzuschreiben, was Sie dort sehen.“
Die Schüler waren verwirrt, aber begannen mit ihrer Arbeit.

Am Ende der Stunde sammelte der Professor alle Antworten ein und begann sie laut vorzulesen. Alle Schüler ohne Ausnahme hatten den schwarzen Punkt beschrieben – seine Position in der Mitte des Blattes, seine Lage im Raum, sein Größenverhältnis zum Papier etc.

Nun lächelte der Professor und sagte:

„Ich wollte Ihnen eine Aufgabe zum Nachdenken geben. Niemand hat etwas über den weißen Teil des Papiers geschrieben. Jeder konzentrierte sich auf den schwarzen Punkt – und das gleiche geschieht in unserem Leben. Wir haben ein weißes Papier erhalten, um es zu nutzen und zu genießen, aber wir konzentrieren uns immer auf die dunklen Flecken.

Unser Leben ist ein Geschenk, das wir mit Liebe und Sorgfalt hüten sollten und es gibt eigentlich immer einen Grund zum Feiern – die Natur erneuert sich jeden Tag, unsere Freunde, unsere Familie, die Arbeit, die uns eine Existenz bietet, die Wunder, die wir jeden Tag sehen ...

Doch wir sind oft nur auf die dunklen Flecken konzentriert – die gesundheitlichen Probleme, der Mangel an Geld, die komplizierte Beziehung mit einem Familienmitglied, die Enttäuschung mit einem Freund usw.

Die dunklen Flecken sind sehr klein im Vergleich zu allem, was wir in unserem Leben haben, aber sie sind diejenigen, die unseren Geist beschäftigen und trüben.

Nehmen Sie die schwarzen Punkte wahr, doch richten Sie ihre Aufmerksamkeit mehr auf das gesamte weiße Papier und damit auf die Möglichkeiten und glücklichen Momente in ihrem Leben und teilen sie es mit anderen Menschen!

Geschichte des Monats Oktober 2017

Meine eigene Herkunft von Noah Sow

Ich stamme ursprünglich aus einem Land, dessen Zivilisationsgrad vor noch nicht allzu langer Zeit von vielen Staaten der westlichen Welt belächelt und interessiert, aber von oben herab zur Kenntnis genommen wurde. Kein Wunder: Ganz in der Nähe gab es beispielsweise noch Stämme, die die Schädel ihrer verstorbenen Kinder bemalten (!) und sammelten.

Meine Großmutter, eine Eingeborene, hatte sechzehn Geschwister. Das Wasser kam selbstverständlich aus dem Dorfbrunnen statt wie heute aus dem Wasserhahn. Wenn es einmal regnete, wurde das Wasser eifrig gesammelt. Elektrizität hatte damals im Dorf kaum jemand. Auch heute noch kämpfen wir mit den in unserer Gegend üblichen Problemen: korrupte Politiker, ethnische Konflikte (was vielleicht kein Wunder ist, denn die Grenzen meines Landes waren noch nie länger als zwei Generationen dieselben), hohe Verschuldung und so weiter. In den letzten paar Jahrzehnten hat mein Land aber einen enormen Schritt nach vorne gemacht. Inzwischen ist es politisch recht stabil, und es kann heute auf einiges stolz sein:

- Bei der Einteilung des Landes durch Gebietszuteilungen an einzelne ethnische Gruppen, die vor etwa zwei Generationen stattfand, war einige Willkür im Spiel. Die Grenzen der teilsouveränen Stammesgebiete spiegelten nicht wirklich die genaue Besiedelung durch die jeweiligen Völker wider. Zudem variierten die Gebiete stark in ihrer Größe. Trotzdem kam es deswegen nicht zum Bürgerkrieg.
- Seit über sechzig Jahren war das Land in keinen ethnischen Krieg mehr verwickelt. Kleinere »Scharmützel« unter einzelnen Gruppierungen werden bisher gut unter Kontrolle gehalten.
- Aus den vielen Dialekten, die im Land gesprochen werden, und von denen einige jeweils nur für Eingeborene desselben Gebietes verständlich sind (darunter auch reine Lautsprachen), wurde in einem friedlichen Prozess einer der Dialekte als Amtssprache ausgewählt. Ursprünglich wurde er zwar nur von einem relativ kleinen Stamm gesprochen, doch er setzte sich widerstandslos durch. Jeder im Land versteht nun zumindest rudimentär die offizielle Amtssprache. Das können nicht alle Länder von sich behaupten.
- Seit ungefähr zehn Jahren gibt es bei uns flächendeckend Festnetz-Telefonanschlüsse. Das war noch bis weit in die 1990er Jahre hinein kaum vorstellbar.
- Eine Episode der Militärdiktatur, in die einzelne Stammesgebiete zeitweise zurückfielen, konnte unblutig (!) beendet werden.
- Die größte Herausforderung, die die Zivilisierung (die zugegebenermaßen durch äußere Kräfte erwirkt wurde) mit sich brachte, war für uns wohl der Umgang mit der Demokratie. Diesen meistern wir heute vorbildlich. Obgleich wir quasi »zu unserem Glück gezwungen« wurden, konnten wir eine spektakulär positive wirtschaftliche und sozialpolitische Tendenz verzeichnen, die nicht zuletzt auf jahrelange umfangreiche Lieferung von Hilfsgütern, staatsbildende Entwicklungshilfe und auch militärische Präsenz fortschrittlicher, zumeist westlicher Staaten zurückzuführen ist. Die neuen Landesgrenzen, die wie bei vielen afrikanischen Ländern nicht durch unseren Staat selbst, sondern durch die Regierungen anderer Länder gezogen worden sind, wurden durch die Regierung unseres Landes im Jahr 1990 sogar offiziell anerkannt.

Dieses Land heißt natürlich – Deutschland. Meine Oma, die Eingeborene, stammt aus Bayern. Nebenan, in Tirol, bemalte man Schädel und stellte sie ins Regal. In den neuen Bundesländern hatten noch 1994 die meisten Haushalte keinen Festnetz-Anschluss. Über die verschiedenen Zivilisierungsgrade meines Volkes weiß ich bestens Bescheid.

Quelle

Noah Sow: Deutschland Schwarz Weiss - Der alltägliche Rassismus

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, ISBN: 978-3-442-15575-0, Goldmann, 2009

Geschichte des Monats September 2017

Der große Erfinder Thomas Alva Edison ging bekanntlich in die Weltgeschichte ein.

In seinen 84 Lebensjahren meldete er 1093 Patente an, etablierte sich als Geschäftsmann und vermarktete seine Erfindungen so gekonnt, dass sein Ruf bis in die heutige Zeit hallt.

Eines Tages kam Thomas Edison von der Schule nach Hause und gab seiner Mutter einen Brief. Er sagte ihr: „Mein Lehrer hat mir diesen Brief gegeben und sagte mir, ich solle ihn nur meiner Mutter zu lesen geben.“

Die Mutter hatte die Augen voller Tränen, als sie dem Kind laut vorlas: „Ihr Sohn ist ein Genie. Diese Schule ist zu klein für ihn und hat keine Lehrer, die gut genug sind, ihn zu unterrichten. Bitte unterrichten Sie ihn selbst.“

Viele Jahre nach dem Tod der Mutter, Edison war inzwischen einer der größten Erfinder des Jahrhunderts, durchsuchte er eines Tages alte Familiensachen. Plötzlich stieß er in einer Schreibtischschublade auf ein zusammengefaltetes Blatt Papier. Er nahm es und öffnete es. Auf dem Blatt stand geschrieben: „Ihr Sohn ist geistig behindert. Wir wollen ihn nicht mehr in unserer Schule haben.“

Edison weinte stundenlang und dann schrieb er in sein Tagebuch: „Thomas Alva Edison war ein geistig behindertes Kind. Durch eine heldenhafte Mutter wurde er zum größten Genie des Jahrhunderts.“

(aus dem Englischen übersetzt: Bhajan Noam)

Man muss wissen, dass Edison unter einer Beeinträchtigung der Hörleistung aufgrund einer Kinderkrankheit litt. Offenbar führte eine Fehldeutung dieser zu der attestierten Minderbegabung. Wäre seine Mutter nicht so beschützend und weitsichtig gewesen, hätte dieser Brief das gesamte Leben des kleinen Jungen negativ beeinflussen können. Stattdessen glaubte sie an ihren Sohn, schluckte ihren Kummer hinunter und unterrichtete ihn von zu Hause aus. Die Welt wäre wahrscheinlich um ein Genie ärmer, wenn Edisons Mutter nicht so liebevoll gehandelt hätte.

Wann beginnt der Tag?

Ein alter Rabbi fragte einst seine Schüler, wie man die Stunde bestimmt, in der die Nacht endet und der Tag beginnt.

„Ist es, wenn man von weitem einen Hund von einem Schaf unterscheiden kann?“ fragte einer der Schüler.

„Nein“, sagte der Rabbi.

„Ist es, wenn man von weitem einen Dattel- von einem Feigenbaum unterscheiden kann?“ fragte ein anderer.

„Nein“, sagte der Rabbi.

„Aber was ist es dann?“ fragten die Schüler.

„Es ist dann, wenn du in das Gesicht irgendeines Menschen blicken kannst und deine Schwester oder deinen Bruder siehst. Bis dahin ist die Nacht noch bei uns.“

Eine jüdische Erzählung

Der Schlüssel zur Freiheit

Es ward ihnen gesagt, der Schlüssel sei zum Aufschließen und die Zeit sei kurz

Es war einmal ein Edler, des Freunde und Angehörige durch ihren Leichtsinn um ihre Freiheit gekommen und in fremdem Lande in harte Gefangenschaft geraten waren.

Er konnte sie in solcher Not nicht wissen und beschloss, sie zu befreien. Das Gefängnis war fest verwahrt und von inwendig verschlossen, und niemand hatte den Schlüssel.

Als der Edle sich ihn nach vieler Zeit und Mühe zu verschaffen gewusst hatte, band er dem Kerkermeister Hände und Füße und reichte den Gefangenen den Schlüssel durchs Gitter, dass sie aufschlössen und mit ihm heimkehrten.

Die aber setzten sich hin, den Schlüssel zu besehen und darüber zu ratschlagen.

Es ward ihnen gesagt, der Schlüssel sei zum Aufschließen, und die Zeit sei kurz. Sie aber blieben dabei, zu besehen und zu ratschlagen. Und einige fingen an, an dem Schlüssel zu meistern und daran ab- und zuzutun.

Und als er nun nicht mehr passen wollte, waren sie verlegen und wussten nicht, wie sie mit ihm tun sollten.

Die andern aber hatten ihren Spott und sagten, der Schlüssel sei kein Schlüssel, und man brauche auch keinen.

Matthias Claudius

Perspektive

In einer Schulklasse herrschte seit langem immer wieder heftiger Streit. Die Schüler hatten oft die unterschiedlichsten Meinungen und Ansichten und konnten sich nicht einigen.

Der Lehrer überlegte, wie er den Schülern unterschiedliche Sichtweisen deutlich machen könnte.

Am folgenden Tag hielt er im Unterricht ein schwarzes Buch hoch und sagte: „Dieses Buch ist rot!“

Die ganze Klasse protestierte einstimmig und rief: „Nein!“

Der Lehrer seinerseits beharrte darauf und sagte: „Doch, es ist rot!“

Und die Schüler wiederholten: „Nein, das stimmt nicht!“

Nun drehte der Lehrer das Buch herum und - siehe da - die Rückseite war rot!

Der Lehrer schaute in die überraschten Gesichter seiner Klasse und sagte:

„Nun habt ihr es selbst einmal erlebt - darum:

Behaupte niemals, jemand liege mit seiner Ansicht falsch, solange du nicht die Dinge aus seiner Perspektive gesehen hast!“



MILES DAVIS wurde einmal gefragt, ob es beim Improvisieren auch falsche Töne gibt. Nachdem er einen Moment nachgedacht hatte, antwortete er: „Das kommt immer auf den darauffolgenden Ton an.“

Geschichte des Monats Mai 2017

Papa, darf ich dich mal was fragen

Eine kleine Geschichte, die zum Nachdenken anregen soll

Sohn: „Papa, kann ich Dich mal was fragen?“

Vater: „Klar, mein Junge. Was ist los?“

Sohn: „Papa, wie viel Geld verdienst du in der Stunde?“

Vater: „Nun, ich denke, solche Dinge haben dich noch nicht zu interessieren. Warum fragst du so was?“

Sohn: „Ich möchte es einfach nur wissen. Bitte bitte, sag mir, wie viel du in der Stunde verdienst.“

Vater: „Na gut, wenn du es unbedingt wissen möchtest, Ich verdiene 50 Euro in der Stunde.“

Sohn: „Oh.“ (Er senkt den Kopf)

Sohn: „Papa, kannst du mir vielleicht 25 Euro leihen?“

Vater: „(äußerst verärgert) So so! Deshalb fragst du also. Du willst dir Geld von mir leihen, um dir irgendein dämliches Spielzeug oder anderen Blödsinn zu kaufen. So nicht mein Freund. Marschier in dein Zimmer und ab ins Bett! Du solltest mal darüber nachdenken, wie egoistisch du eigentlich bist. Ich arbeite jeden Tag extrem hart und muss mir dann abends so dreiste Fragen anhören!“

Der kleine Junge geht still und leise in sein Zimmer und schließt die Tür.

Der Vater setzt sich erst mal hin, wird jedoch umso wütender, je mehr er über die Frage des Jungen nachdenkt.

„Wie durchtrieben mein Sohn nur ist! Stellt mir solche Fragen, nur um an Geld zu kommen!“

Über eine Stunde vergeht bis der Vater sich beruhigt hat und anfängt nachzudenken.

„Vielleicht gibt es da wirklich etwas, dass mein Sohn dringend braucht. Er fragt sehr selten nach Geld. Eigentlich hat er noch nie gefragt. Vielleicht braucht er die 25 Euro tatsächlich. Vielleicht habe ich ihm Unrecht getan.“

Der Vater geht zum Zimmer des kleinen Jungen, öffnet die Tür und betritt das Zimmer.

Vater: „Schläfst du schon, Sohnmann?“

Sohn: „Nein, Papa, ich bin noch wach.“

Vater: „Schau mal, ich habe noch mal über alles nachgedacht. Vielleicht war ich tatsächlich ein bisschen zu streng zu dir. Es war ein langer Tag, eine Menge hat sich angestaut und du hast alles abbekommen. Hier sind die 25 Euro um die du mich gebeten hast. Es tut mir leid.“

Der kleine Junge lächelt.

Sohn: „Danke, Papi!“

Der kleine Junge greift unter sein Kopfkissen und holt ein paar weitere zerknitterte Euro-Scheine hervor. Der Vater sieht, dass der Junge unter seinem Kissen bereits Geld gebunkert hat und wird erneut wütend. Langsam und ruhig beginnt der kleine Junge das Geld zu zählen und schaut danach seinen Vater an.

Vater: „Warum zum Teufel fragst du nach Geld, wenn du schon welches hast?“

Sohn: „Weil ich noch nicht genug hatte. Jetzt aber reicht es!“

Sohn: **„Papi, jetzt habe ich 50 Euro. Darf ich hierfür eine Stunde deiner Zeit kaufen? Bitte komme morgen früher von der Arbeit nach Hause. Ich möchte gerne mit dir zusammen Essen.“**

Der Vater sinkt auf den Boden. Er hat mit solch einer Antwort nicht gerechnet. Er ist erschüttert, gerührt, überwältigt. Er schließt seinen Sohn in die Arme, und bittet ihn um Entschuldigung.

Dies ist nur eine kleine Geschichte über Vater und Sohn. Eine kleine Geschichte für all jene die in ihrem Leben so hart und lange arbeiten. Wir sollten nicht zulassen, dass uns in unserem turbulenten Leben der Blick für das fehlt, was wirklich wichtig ist. Die Menschen, die wir lieben.

Willkommen in Holland

von Emily Perl Kingsley, 10.07.2006

Oft werde ich gebeten, meine Erfahrungen zu beschreiben, wie es ist, ein behindertes Kind aufzuziehen. Damit Menschen, die nicht diese einzigartige Erfahrung gemacht haben, es verstehen und sich vorstellen können, wie sich das anfühlen würde. Das ist etwa so ...

Wenn Sie ein Baby erwarten, dann ist das so ähnlich, als würden sie einen fabelhaften Urlaub planen - nach Italien. Sie kaufen einen Haufen Reiseführer und machen wundervolle Pläne. Das Kolosseum. Der David von Michelangelo. Die Gondeln in Venedig. Vielleicht lernen Sie ein paar nützliche Redewendungen auf Italienisch. Es ist alles sehr aufregend.

Nach Monaten freudiger Vorbereitungen ist der Tag schließlich da. Sie packen Ihre Koffer, und los geht's. Ein paar Stunden später landet das Flugzeug. Die Flugbegleiterin kommt herein und sagt: „Willkommen in Holland.“

„Holland“, sagen Sie. „Was meinen Sie mit Holland?? Ich habe Italien gebucht. Ich sollte in Italien sein. Mein ganzes Leben lang habe ich davon geträumt, nach Italien zu reisen.“

Aber es hat eine Änderung des Flugplans gegeben. Sie sind in Holland gelandet, und dort müssen Sie bleiben.

Das Entscheidende ist, dass man Sie nicht an einen schrecklichen, widerwärtigen, ekligen Ort voller Hunger und Krankheit verfrachtet hat. Es ist einfach nur ein anderer Ort.

Also müssen Sie losziehen und neue Reiseführer kaufen. Und Sie müssen eine völlig neue Sprache lernen. Und Sie werden ganz andere Menschen treffen, denen Sie sonst nie begegnet wären.

Es ist nur ein anderer Ort. Hier geht alles langsamer als in Italien, weniger aufregend. Aber wenn Sie dort erst einmal eine Weile gewesen und zu Atem gekommen sind, sehen Sie sich um ... und Sie stellen fest, dass es in Holland Windmühlen gibt, ... und in Holland gibt es Tulpen. In Holland gibt es sogar Rembrandts.

Doch all ihre Bekannten waren in Italien oder wollen dort hin, ... und sie alle prahlen damit, was für eine tolle Zeit sie da hatten. Und bis ans Ende Ihres Lebens werden Sie sagen: „Ja, dahin hatte ich auch gehen wollen. So hatte ich es geplant.“

Und dieser Schmerz wird niemals, wirklich niemals vorübergehen ... denn der Verlust dieses Traumes ist ein sehr, sehr schwerwiegender Verlust.

Aber ... wenn Sie Ihr Leben damit verbringen, der Tatsache nachzutruern, dass Sie nicht nach Italien gekommen sind, werden Sie niemals frei sein, die ganz speziellen, wunderschönen Dinge zu genießen, ... die es in Holland gibt.

Das Königskind

Es war einmal ein König. In seiner Stadt herrschte große Armut. Die Menschen in der Stadt waren verbittert und unzufrieden und sie fürchteten ihren Herrscher.

Eines Tages ließ der König alle Bewohner am Stadtplatz versammeln, um ihnen etwas Wichtiges mitzuteilen. Gespannt und ängstlich richteten die Menschen ihre Blicke auf den König und waren neugierig auf die wichtige Mitteilung.

Der König sprach:

„Ich habe heimlich ein Königskind gegen eines eurer Kinder getauscht. Behandelt es gut. Sollte ich erfahren, dass meinem Kind Schlechtes widerfährt, werde ich den Schuldigen zur Rechenschaft ziehen!“

Dann kehrte der König auf sein Schloss zurück. Die Stadtbewohner fürchteten die Strafe, weil niemand wusste, welches das Königskind war. Deshalb begannen die Menschen, alle Kinder in der Stadt so zu behandeln, als wäre jedes einzelne das Königskind.

Es vergingen viele Jahre. Die Kinder wurden zu Erwachsenen und bekamen selber Kinder. Der mittlerweile alte König beobachtete mit Genugtuung die Entwicklung in seiner Stadt. Aus der früheren armen und schmutzigen Stadt wurde eine prachtvolle, weit über die Landesgrenzen bekannte Stadt. Es gab Krankenhäuser, Schulen, eine große Bibliothek ...

Die Bewohner waren zufrieden und glücklich.

Und warum?

Weil alle Bewohner die Kinder in der Stadt mit viel Liebe und gut erzogen haben. Da niemand wusste, welches Kind das Königskind war, wurde jedes in der Stadt so behandelt, als wäre es vom König.

Autor unbekannt

Geschichte des Monats Februar 2017

Der Musiker - Eine wahre Geschichte

An einer U-Bahn-Haltestelle in Washington DC spielte ein Mann an einem kalten Januarmorgen für 45 Minuten auf seiner Violine sechs Stücke von Bach.

Während dieser Zeit benutzten ca. 2000 Menschen diese Haltestelle, die meisten auf dem Weg zur Arbeit. Nach etwa drei Minuten bemerkte ein Passant die Musik. Für ein paar Sekunden verlangsamte er seine Schritte, um dann schnell wieder seinen Weg zur Arbeit fortzusetzen.

4 Minuten später: Der Geiger erhält seinen ersten Dollar. Eine Frau wirft ihm einen Dollar in den Hut ohne ihr Tempo zu verlangsamen.

6 Minuten später:

Ein junger Mann lehnt sich gegen die Wand, um zuzuhören. Dann blickt er auf seine Uhr und setzt seinen Weg fort.

10 Minuten später: Ein etwa dreijähriger Junge bleibt stehen, aber seine Mutter zieht ihn fort. Das Kind bleibt erneut stehen, um dem Musiker zuzuhören, aber seine Mutter treibt ihn an, und das Kind geht weiter. Mehrere andere Kinder verhalten sich ebenso. Aber alle Eltern ohne Ausnahme drängen ihre Kinder zum schnellen Weitergehen.

Nach 45 Minuten: Der Musiker spielt ohne abzusetzen. Nur sechs Menschen insgesamt bleiben stehen und hören für kurze Zeit zu. Ca. zwanzig Personen geben ihm Geld und gehen in ihrer normalen Geschwindigkeit weiter. Die Gesamteinnahmen des Musikers sind 32 Dollar.

Nach einer Stunde: Der Musiker beendet seine Darbietung, und es wird still. Niemand nimmt Notiz und niemand applaudiert. Es gibt keine Anerkennung.

Niemand wusste es, aber der Violinist was Joshua Bell, einer der größten Musiker der Welt. Er spielte eines der komplexesten und kompliziertesten Musikstücke, die je geschrieben wurden auf einer Violine im Wert von 3,5 Millionen Dollar.

Zwei Tage zuvor spielte Joshua Bell vor ausverkauftem Haus in Boston das gleiche Stück - zu einem Durchschnittspreis von 100 Dollar pro Platz.

Dies ist eine wahre Geschichte. Joshua Bell spielte inkognito in der U-Bahnstation. Auftraggeber dieses sozialen Experimentes über Wahrnehmung, Geschmack, Prioritäten war die Washington Post.

Dieses Experiment warf folgende Fragen auf:

Können wir Schönheit in einem alltäglichen Umfeld, zu einem unangemessenen Zeitpunkt wahrnehmen?

Wenn dem so ist, nehmen wir uns Zeit, sie wertzuschätzen?

Erkennen wir Talent in einem unerwarteten Kontext?

Eine mögliche Schlussfolgerung dieses Experimentes könnte sein:

Wenn wir nicht einmal einen Moment Zeit haben, anzuhalten, um einem der besten Musiker der Welt zuzuhören, während er eines der wundervollsten Musikstücke spielt, auf einem der schönsten Instrumente, die je gebaut wurden ...

Wie viele andere Gelegenheiten verpassen wir, wenn wir durch unser Leben hasten?

Eine Geschichte über das Zuhören und Entdecken

Du hörst zu, sagte der Meister, nicht um zu entdecken, sondern um auf etwas zu stoßen, was dein eigenes Denken bestätigt.

Dann erzählte er die Geschichte von einem König. Der zog einmal durch eine kleine Stadt.

Dabei entdeckte er überall Anzeichen einer verblüffenden Schießkunst.

Bäume, Zäune und Wände, alle waren sie von Kreisen bemalt und hatten genau in der Mitte ein Einschussloch.

Der König fragte, wo dieser Meisterschütze sei. Der entpuppte sich bald als zehnjähriger Junge.

„Das ist doch unglaublich," sagte der König erstaunt, „wie um alles in der Welt bringst du das fertig?"

„Das ist kinderleicht," war die Antwort. „Ich schieße zuerst und male dann die Kreise."

Und genau so, fuhr der Meister fort: Genau so ziehst du zuerst dein Schlüsse und baust dann deine Prämissen um sie herum auf. Genau so hältst du an Deinen Urteilen und an deinem gewohnten Glauben fest.

Anthony de Mello (2005), Eine Minute Unsinn: Weisheitsgeschichten, Verlag Herder

Geschichte des Monats Dezember 2016

„Sag mir, was wiegt eine Schneeflocke“



fragte die Tannenmeise die Wildtaube.

„Nicht mehr als ein Nichts“, gab sie zur Antwort.

„Dann muss ich Dir eine wunderbare Geschichte erzählen“, sagte die Meise. „Ich saß auf dem Ast einer Fichte, dicht am Stamm, als es zu schneien anfang; nicht etwa heftig im Sturmgebraus, nein, wie im Traum, lautlos und ohne Schwere.

Da nichts Besseres zu tun war, zählte ich die Schneeflocken, die auf die Zweige und auf die Nadeln des Astes fielen und darauf hängenblieben.

Genau dreimillionensiebenhunderteinundvierzigtausendneuhundertzweiundfünfzig waren es.

Und als die dreimillionensiebenhunderteinundvierzigtausendneuhundertdreiundfünfzigste Flocke niederfiel, nicht mehr als ein Nichts, brach der Ast ab.“

Damit flog die Meise davon.

Die Taube, seit Noahs Zeiten eine Spezialistin in dieser Frage, sagte zu sich nach kurzem Nachdenken:

„Vielleicht fehlt nur eines einzelnen Menschen Stimme zum Frieden der Welt.“

Tut-nicht-gut, Lakota

Das Volk der Lakota in New Mexico hat einen jungen Tut-nicht-gut. Er wurde gesehen, wie er Autos und Lastwagen auf dem Parkplatz beschädigte. Befragte man ihn darüber, wurde er ausfällig und abweisend gegenüber Erwachsenen.

Nun wird der ganze Clan an einem Abend zusammengerufen und formt einen großen Kreis. Der Vater des Jungen schreitet mit ihm in die Mitte des Kreises und schließt sich dann wieder den anderen Erwachsenen an. Dann beginnt der Vater als erster zu sprechen.

„Du bist unser Erstgeborener, unser Meistgeliebter. Deine Mutter und ich haben uns gefreut, als wir das erste Mal deine Bewegungen im Mutterleib spürten. Wir rannten von Haus zu Haus und erzählten den Leuten, dass du am Leben warst, gesund und stark warst. Und so bist du auch gewesen. Während der Geburt hast du einen so lauten Schrei ausgestoßen, dass man ihn trotz laufendem Radio dreihundert Meter weit gehört hat. Wie waren wir stolz! Wie waren wir glücklich! Du hast uns immer glücklich gemacht. Deine ersten Schritte - oh, wie du in die Pfütze gefallen bist. Der Ausdruck auf deinem Gesicht! Wie haben wir gelacht...“

Und der Vater erzählt immer weiter die schönsten Erinnerungen aus dem Leben seines Sohnes. Kein Wort der Kritik wird geäußert. Die Aufgabe des Vaters besteht darin, den jungen Mann daran zu erinnern, was er seiner Familie, seinem Clan, seinem Volk bedeutet; ihn zu erinnern an all die Freude und das Glück, das er verbreitete; an die Freude, die seine große Familie an ihm hat.

Als der Vater fertig ist, fährt der Onkel fort. Darauf folgen die beiden Großväter. Der Himmel wird dunkler, die Sterne sind klar zu sehen. Es wird lange nach Mitternacht sein, wenn alle ihre Geschichten erzählt haben werden. Nach den Männern sprechen die Frauen in freundlichen Worten und weichem Tonfall; die meiste Arbeit ist auf sie gefallen, von den ersten Wehen bis zum Sparen für seine Schulbücher.

Zum Schluss redet der Häuptling. Er fasst all das bisher Gesagte zusammen. Er spricht langsam, mit langen Pausen, wie wenn er den besten Weg für die Erzählung suchen würde. Sein Thema, von dem er nie abweicht, ist das gleiche: der Stolz und die Freude, welcher dieser junge Mann dem Volk der Lakota gebracht hat; den Lebenden, den Verstorbenen und den noch nicht geborenen. Wie alle früheren Sprecher erwähnt er nie den Vandalismus und die böswilligen Zerstörungen, die Schande, den Ärger, die Sinnlosigkeit, die Gedankenlosigkeit. All das bleibt ungesagt und wird auch nicht angedeutet. Alle Aussagen drehen sich um das gleiche, nämlich darum, dass dieser junge Mann ein wunderbares Geschenk für alle Leute ist, eines von unschätzbarem Wert.

Nachdem der alte Mann seine Rede beendet hat, gibt er ein klares Zeichen. Der Kreis der Leute steht still, und alle schauen mit großer Aufmerksamkeit auf den

jungen Mann in der Mitte des Kreises. Dann verschwinden sie wortlos in der Dunkelheit der Nacht.

Quelle: Locating the Energy for Change. An Introduction to Appreciative Inquiry, Charles Elliott, International Institute for Sustainable Development, Winnipeg, Manitoba (Canada) ISBN 1-895536-15-4

Geschichte des Monats Oktober 2016

Die alte Dame

Eine alte Dame steht im Selbstbedienungsrestaurant in der Schlange und holt sich eine Terrine Erbsensuppe.

Am Tisch stellt sie fest, dass die Wurst fehlt.

Sie stellt die Terrine ab und reklamiert an der Theke.

Selbstverständlich bekommt sie einen Teller mit der fehlenden Wurst.

Wieder zurück sieht sie, dass an ihrem Tisch ein Schwarzer sitzt und ihre Erbsensuppe probiert.

Die alte Dame überlegt: „Was tun?“

Weil sie sich keinesfalls in den Verdacht der Ausländerfeindlichkeit bringen will, setzt sie sich zu dem Schwarzen an den Tisch.

Sie zerteilt die Wurst in kleine Stücke, die sie je zur Hälfte dem jungen Farbigen in die Suppenterrine und sich in den Teller füllt.

Dann holt sie sich noch einen zweiten Löffel und eine Kelle, füllt sich Suppe in ihren Teller, und beide essen gemeinsam den Erbseneintopf.

Der junge Mann lacht, steht zwischendurch auf und besorgt zwei Glas Bier. Man prostet sich zu, und nach einem gemeinsamen Kaffee verabschiedet der junge Mann sich höflich.

Ein wenig trauert die alte Dame ihm nach. Sie will jetzt auch gehen und langt nach ihrer Handtasche. Doch die ist verschwunden!

Um Himmel willen. Ein Dieb?

Nach verzweifelter Suche findet sich endlich die Tasche
– am Nachbartisch.

Und da steht auch die Terrine mit ihrer Erbsensuppe.

Und langsam beginnt die alte Dame zu begreifen.

Zwei Wölfe ...



Ein alter Indianer saß mit seinem Enkelsohn am Lagerfeuer.
Es war dunkel geworden, und das Feuer knackte, während die
Flammen in den Himmel züngelten.

Der Alte sagte nach einer Weile des Schweigens:

„Weißt Du, wie ich mich manchmal fühle?

*Es ist so, als ob da zwei Wölfe in meinem Herzen miteinander kämpfen
würden.*

Einer der beiden ist rachsüchtig, aggressiv und grausam.

Der andere hingegen ist liebevoll, sanft und mitfühlend.“

„Welcher der beiden wird den Kampf um dein Herz gewinnen?“
fragte der Junge.

„Der Wolf, den ich füttere“ sagte der Alte.

Die Geschichte vom Indianer und der Grille

Ein Indianer, der in einem Reservat weit von der nächsten Stadt entfernt wohnte, besuchte das erste Mal seinen weißen Bruder in der großen Metropole.

Er war sehr verwirrt vom vielen Lärm, von der Hektik und vom Gestank in den Straßenschluchten.

Als sie nun durch die Einkaufsstraße mit den großen Schaufenstern spazierten, blieb der Indianer plötzlich stehen und horchte auf.

„Was hast du“, fragte ihn sein Freund.

„Ich höre irgendwo eine Grille zirpen“, antwortete der Indianer.

„Das ist unmöglich“, lachte der Weiße. „Erstens gibt es hier in der Stadt keine Grillen, und zweitens würde ihr Geräusch in diesem Lärm untergehen.“

Der Indianer ließ sich jedoch nicht beirren und folgte dem Zirpen. Sie kamen zu einem älteren Haus, dessen Wand ganz mit Efeu überwachsen war. Der Indianer teilte die Blätter und tatsächlich: Da saß eine große Grille.

„Ihr Indianer habt eben einfach ein viel besseres Gehör“, sagte der Weiße im Weitergehen.

„Unsinn“, erwiderte sein Freund vom Land. „Ich werde Dir das Gegenteil beweisen“.

Er nahm eine kleine Münze aus seiner Tasche und warf sie auf den Boden. Ein leises „Pling“ ließ sich vernehmen.

Selbst einige Passanten, die mehr als zehn Meter entfernt standen, drehten sich augenblicklich um und schauten in die Richtung, aus der sie das Geräusch gehört hatten.

„Siehst Du, mein Freund, es liegt nicht am Gehör. Was wir wahrnehmen können oder nicht liegt ausschließlich an der Richtung unserer Aufmerksamkeit.“

Gibt es ein Leben nach der Geburt?

Ein ungeborenes Zwillingspärchen unterhält sich im Bauch seiner Mutter.

„Sag mal, glaubst du eigentlich an ein Leben nach der Geburt?“ fragt der eine Zwilling.

„Ja, auf jeden Fall! Hier drinnen wachsen wir und werden stark für das, was draußen kommen wird.“ antwortet der andere Zwilling.

„Ich glaube, das ist Blödsinn!“ sagt der erste. „Es kann kein Leben nach der Geburt geben - wie sollte das denn bitteschön aussehen?“

„So ganz genau weiß ich das auch nicht. Aber es wird sicher viel heller als hier sein. Und vielleicht werden wir herumlaufen und mit dem Mund essen?“

„So einen Unsinn habe ich ja noch nie gehört! Mit dem Mund essen, was für eine verrückte Idee. Es gibt doch die Nabelschnur, die uns ernährt. Und wie willst du herumlaufen? Dafür ist die Nabelschnur viel zu kurz.“

„Doch, es geht ganz bestimmt. Es wird eben alles nur ein bisschen anders.“

„Du spinnst! Es ist noch nie einer zurückgekommen von 'nach der Geburt'. Mit der Geburt ist das Leben zu Ende. Punktum.“

„Ich gebe ja zu, dass keiner weiß, wie das Leben nach der Geburt aussehen wird. Aber ich weiß, dass wir dann unsere Mutter sehen werden und sie wird für uns sorgen.“

„Mutter??? Du glaubst doch wohl nicht an eine Mutter? Wo ist sie denn bitte?“

„Na hier - überall um uns herum. Wir sind und leben in ihr und durch sie. Ohne sie könnten wir gar nicht sein!“

„Quatsch! Von einer Mutter habe ich noch nie etwas bemerkt, also gibt es sie auch nicht.“

„Doch, manchmal, wenn wir ganz still sind, kannst du sie singen hören. Oder spüren, wenn sie unsere Welt streichelt ...“

Eine weise Sufi-Geschichte über Akzeptanz, inneres Gleichgewicht und über das Loslassen

Vor vielen Jahren lebte ein mächtiger König, der über viele Länder herrschte. Dieser König war so mächtig und reich, dass er sich den Luxus leisten konnte, weise Menschen zu gewöhnlichen Dienern zu haben.

Und dennoch fühlte er sich eines Tages ratlos und rief seine Weisen zu sich. Er sagte: *„Ich weiß nicht warum, aber irgendetwas in mir verlangt nach einem besonderen Geschenk. Einem Geschenk, das mir mein inneres Gleichgewicht zurückgibt.“*

So ein Geschenk brauche ich - und es muss folgende Wirkung haben:

Wenn ich unglücklich bin, muss mich sein Anblick froh, und wenn ich froh bin, muss es mich traurig machen können.“

Die weisen Männer hielten viele Tage und Nächte lang Rat und dachten tief darüber nach. Was könnten Sie wohl ihrem König schenken, das eine solche Wirkung auf den Menschen hatte?

Nach vielen Stunden des Grübelns hatte der Älteste unter Ihnen die rettende Idee. Sie würden dem König, der schon alles besitzt, einen Ring schenken.

Die Weisen fertigten den Ring und erschienen am nächsten Tag bei ihrem König. Dieser nahm den Ring und verstand dessen Wirkung zuerst nicht. Er fragte: *„Wie soll mich denn dieser Ring glücklich machen, wenn ich traurig bin? Und wie soll er mich denn traurig machen, wenn ich glücklich bin?“*

Der Älteste unter den Weisen trat einen Schritt vor und sagte zum König: *„Mein König, viele Tage und Nächte haben wir überlegt, wie wir Euch ein solches Geschenk fertigen sollen. Wie sollte denn ein Geschenk beschaffen sein, um Euren Wünschen zu entsprechen?“*

Doch dieser Ring hat genau die Gabe die ihr sucht - Lest nur seine Inschrift!“

Der König neigte seinen Kopf, las die Buchstaben im Inneren des Rings und verstand!

Der Ring, den die weisen Männer fertigen ließen, trug die Inschrift:

Auch das geht vorüber.

Geschichte des Monats Mai 2016

Das schöne Herz

Eines Tages stellte sich ein junger Mann in die Mitte des Ortes und verkündete, er habe das schönste Herz im ganzen Tal. Eine große Menge versammelte sich um ihn, und alle bewunderten sein Herz, denn es sah vollkommen aus. Nicht eine Schramme war daran und nicht die kleinste Delle. Ja, alle stimmten zu, dass dies wirklich das schönste Herz sei, das sie je gesehen hatten. Der junge Mann war sehr stolz und prahlte noch lauter mit seinem schönen Herzen.

Plötzlich trat ein alter Mann aus der Menge heraus und sagte: „Ach was, dein Herz ist lange nicht so schön wie meines!“ Die Menge und der junge Mann blickten auf das Herz des Alten. Es schlug stark, doch es war voller Narben. Stücke waren herausgebrochen und andere eingesetzt, aber sie passten nicht genau, und so gab es raue Kanten. Tatsächlich waren da sogar mehrere tiefe Löcher, wo ganze Teile fehlten. Die Leute starrten darauf. Wie kann er sagen, dachten sie, sein Herz sei schöner?

Der junge Mann schaute auf das Herz des Alten, sah seinen Zustand und lachte. „Du machst wohl Witze“, sagte er. „Vergleiche dein Herz mit meinem: Meines ist vollkommen und deines ist voller Löcher!“ „Ja“, sagte der alte Mann, „dein Herz sieht vollkommen aus, aber ich würde doch niemals mit dir tauschen. Weißt du, jede Narbe steht für einen Menschen, dem ich meine Liebe gegeben habe. Ich nahm ein Stück von meinem Herzen und gab es ihm, und oft gab er mir dafür ein Stück von seinem eigenen Herzen, das den leeren Platz in meinem ausfüllte. Aber weil die Stücke nicht genau gleich sind, habe ich ein paar Unebenheiten - die ich in Ehren halte, weil sie mich an die Liebe erinnern, die wir geteilt haben.“ „Manchmal“, fuhr er fort, „habe ich ein Stück meines Herzens weggegeben und der andere Mensch gab mir kein Stück von seinem zurück. Das sind die Lücken. Liebe zu geben ist immer ein Risiko. Diese Lücken schmerzen, doch sie bleiben offen und erinnern mich an die Liebe, die ich auch für diese Menschen habe, und ich hoffe, dass sie mir eines Tages etwas zurückgeben und den leeren Platz füllen, der darauf wartet.“ „Siehst du jetzt“, fragte der Alte, „worin die Schönheit meines Herzens besteht?“

Der junge Mann stand schweigend da und Tränen liefen über seine Wangen. Er ging zu dem alten Mann, dann griff er nach seinem perfekten, schönen Herzen und riss einen Teil heraus. Mit zitternden Händen bot er es dem Alten an. Der alte nahm es an und setzte es in sein Herz, dann nahm er ein Stück seines alten, narbigen Herzens und setzte es in die Wunde im Herzen des jungen Mannes. Es passte aber nicht ganz genau, so blieben einige raue Kanten. Der junge Mann schaute auf sein Herz, das nicht mehr vollkommen war, aber doch schöner als je zuvor, weil Liebe aus dem Herzen des alten Mannes hineingeflossen war.

Geschichte des Monats April 2016

Zwei schiefe Steine

Eine Gruppe buddhistischer Mönche kaufte ein Stück Land, um dort ein Kloster erbauen zu lassen. Nach dem Ankauf des Landes waren die finanziellen Mittel erschöpft, und so beschlossen die Mönche, die Bauarbeiten selbst zu übernehmen.

Einer der Mönche begann mit den Maurerarbeiten, obwohl er sich mit dieser Art von Arbeit überhaupt nicht auskannte.

Für Außenstehende mögen Maurerarbeiten vielleicht ganz einfach aussehen: Man gibt etwas Mörtel auf einen Ziegelstein, legt den Stein an den richtigen Ort und klopft ihn mit der Maurerkelle fest. Für den Mönch jedoch, der noch nie zuvor eine Maurerkelle und einen Ziegelstein in seinen Händen gehalten hatte, war dies gar nicht so einfach. Während er mit der Maurerkelle auf eine Ecke des Backsteins klopfte, um ihn schön waagrecht zu bekommen, kam eine andere Ecke des Steins wieder nach oben. Wenn er auf diese Ecke klopfte, verschob sich der gesamte Stein. Brachte er den Stein wieder zurück in die gewünschte Position, so musste er feststellen, dass die erste Ecke des Steins wieder höher stand. Dieses Ritual wiederholte sich wieder und wieder und wieder. Der Mönch verzweifelte langsam immer mehr.

Aber Mönche üben sich in Geduld. Unser Mönch probierte, jeden Stein genau an die richtige Stelle zu legen, und es war ihm egal, wie viel Zeit er dafür benötigte.

Und eines Tages war die erste Mauer fertig.

Voller Stolz trat er ein paar Schritte zurück, um sein Werk zu betrachten. Und da sah er voller Entsetzen, dass zwei Steine die Regelmäßigkeit störten. Alle anderen Steine lagen perfekt an Ort und Stelle, aber zwei Steine in der Mauer waren schief. Ein fürchterlicher Anblick. Nur zwei Steine, aber sie verdarben den Anblick der gesamten Mauer. Der Mörtel war inzwischen hart geworden, daher konnte der Mönch die Steine nicht einfach aus der Mauer herausnehmen und sie begradigen. Er ging zum Abt und fragte diesen, ob er die Mauer abreißen und von vorne beginnen sollte.

„Nein“, sagte der Abt, „lass die Mauer stehen, so wie sie ist.“

Dann kamen die ersten Besucher, die sehen wollten, wie weit die Arbeiten für das neue Kloster fortgeschritten waren. Der Mönch zeigte ihnen jedoch nie die Mauer, die er gemauert hatte, er schämte sich dafür.

Eines Tages kam ein Besucher, der alles sehen wollte. Sein Blick fiel auf die Mauer.

"Das ist eine schöne Mauer", sagte er.

Der Mönch schaute ihn verdutzt an. „Mein Herr, haben Sie vielleicht Ihre Brille im Auto liegen lassen oder sehen sie nicht so gut? Sehen Sie nicht die zwei schiefen Backsteine, die die gesamte Mauer verunstalten?“

Die folgenden Worte des Besuchers veränderten den Blick des Mönchs auf seine Mauer, auf sich selbst und auf viele Aspekte des Lebens. „Ja“, sagte der Besucher, „ich sehe die beiden schiefen Steine, aber ich sehe auch die 998 perfekt liegenden Steine.“

Der Mönch war verblüfft. Zum ersten Mal seit Monaten sah er neben den zwei schiefen Steinen auch die anderen Backsteine. Ober- und unterhalb der schiefen Steine, auf deren linken und rechten Seite lagen die anderen Steine in wunderschöner Regelmäßigkeit. Gegenüber den zwei aus der Reihe tanzenden Steinen bildeten sie die überwältigende Mehrheit.

Bis zu diesem Moment war der Mönch ausschließlich auf seine zwei Fehler fixiert, und für alles andere war er blind gewesen.

Nach den Worten des Besuchers sah er zum ersten Mal die gesamte Mauer, und er erkannte, dass es eine schöne Mauer war.

Nun aber wusste er: Jeder Mensch hat ein paar schiefe Steine, aber die guten Steine sind eindeutig in der Überzahl. Wenn Sie dies sehen können, sieht die Welt anders aus – und es verändert sich auch der Umgang mit Ihren Mitmenschen.

Gefunden bei Sinnige Geschichten. Sinnige Geschichten ist eine Initiative des ZintenZ Verlags.

Die Wäsche

Ein junges Paar zieht in eine neue Nachbarschaft.

Am nächsten Morgen, während sie ihr Frühstück essen, sieht die junge Frau, wie ihre Nachbarin draußen ihre Wäsche aufhängt.

„Die Wäsche ist nicht sehr sauber; sie weiß nicht, wie man richtig wäscht. Vielleicht braucht sie ein besseres Waschmittel.“

Ihr Mann sieht zu und bleibt ruhig.

Jedes Mal, wenn ihre Nachbarin ihre Wäsche aufhängt, um sie zu trocknen, gibt die junge Frau die gleichen Kommentare von sich.

Einige Tage später ist die Frau überrascht, als sie eine schöne, saubere Wäsche auf der Leine zu sehen bekommt und sagt zu ihrem Mann:

„Schau mal, sie hat endlich gelernt, wie man richtig wäscht. Ich frage mich, wer ihr das beigebracht hat? “

Der Mann erwidert:

„Ich bin heute Morgen früh aufgestanden und habe unsere Fenster geputzt.“

Quelle: Paulo Coelho

Zeichen (Spuren am Weg)

Ein Vater schickte seine zwei Söhne in die Welt, um Erfahrungen zu sammeln und das Leben der Menschen auf dem Land und in den Städten kennen zu lernen. „Und“, so sagte er zu ihnen, „hinterlasst Zeichen auf eurem Weg.“

Die zwei Brüder machten sich auf. Schon nach einigen Schritten fertigte der ältere Zeichen an. Er knüpfte Knoten in lange Grashalme, brach Zweige von Sträuchern und Bäumen, bohrte dünne Äste in die Erde, legte Steine an den Wegrand. Er war so beschäftigt, Zeichen zu hinterlassen, dass er kaum etwas von der Umgebung wahrnahm oder gar mit Menschen ins Gespräch kam.

Der jüngere Bruder machte es anders. Im ersten Dorf ging er in eine Herberge, aß und trank mit den Menschen, erzählte, woher er kam, und lauschte aufmerksam ihren Erzählungen. Im nächsten Dorf freundete er sich mit einem Jungen an, der ihn zu seiner Familie mitnahm. Da hörte er, was die Menschen täglich taten, und er erzählte von seinem eigenen Leben. Im nächsten Städtchen bekam er, da er so freundlich und offen war, bei gastfreundlichen Menschen eine Unterkunft. Beim Abendessen tauschte er mit ihnen seine Erfahrungen und Einsichten aus.

Inzwischen markierte der ältere Bruder unentwegt mit Halmen, Zweigen, Ästen und Steinen seinen Weg.

Als die Brüder wieder zuhause waren, erzählten sie ihrem Vater von ihren Erlebnissen. Nachdem er ihnen zugehört hatte, folgte der Vater mit seinen Söhnen demselben Weg, den sie gegangen waren. Der jüngere Bruder wurde mit seinem Vater überall freundlich empfangen, den älteren Bruder erkannte niemand.

„Warum erkennt mich niemand?“, wunderte sich der Ältere, „alle freuen sich beim Anblick meines Bruders, obwohl er doch nichts anders getan hat als umherschauen und sprechen. Er knüpfte keine Grashalme, brach keine Zweige, steckte keine Ästchen in den Boden, markierte seinen Weg nicht, so wie Du, Vater, es uns aufgetragen hattest, aber alle erkennen ihn und sind erfreut, ihn zu sehen.“

Der Vater sagte: „Es gibt noch andere Zeichen als Grashalme, Zweige und Steine, mein Sohn. Es sind die Zeichen, die ein Mensch in den Herzen anderer Menschen hinterlässt, indem er ihnen aufmerksam zuhört, mit ihnen spricht und ihnen Freundschaft schenkt. Das sind die Zeichen Deines jüngeren Bruders, die er auf seinem Weg hinterlassen hat. Darum erkennt man ihn und nimmt ihn freundlich auf. Die Zeichen in den Herzen der Menschen leben noch, wenn Halme, Zweige und Äste schon lange verdorrt sind und Steine weggespült wurden vom Strom der Zeit.“

Quelle:

http://himalaya-institut.de/sites/default/files/6.%20Dezember_0.pdf

Das Lied des Kindes hören und singen können

Es gibt einen Stamm in Afrika, der denjenigen Tag als den Geburtstag eines Kindes ansieht, an dem es zum ersten Mal in einem Gedanken der Mutter erscheint. An diesem Tag geht die Mutter hinaus, setzt sich unter einen Baum, wartet und hört still in sich hinein, bis sie das Lied ihres Kindes vernimmt. Wenn sie das Lied gehört hat, kehrt sie zurück in ihr Dorf und lehrt es ihren Mann, damit sie das Lied zusammen singen können, wenn sie sich lieben, und so ihr Kind einladen, zu ihnen zu kommen.

Wenn die Mutter dann schwanger ist, singt sie das Lied für das Kind in ihrem Bauch und lehrt es auch die Hebammen, die es singen, wenn das Kind zur Welt kommt. Und alle im Dorf lernen das Lied, so dass jede und jeder das Kind auf den Arm nehmen und sein Lied singen kann, wenn es weint oder sich verletzt hat. Und das Lied wird im Leben bei allen Übergangsriten und besonderen Anlässen gesungen - zum letzten Mal, wenn der Mensch an der Schwelle zum Tode steht.

Was für eine wunderschöne Art und Weise, anderen zuzuhören und sie zu trösten.

Das ist der wahre Geist bewusster Elternschaft: das „Lied des Kindes“ zu hören und singen zu können.

*Aus einem Artikel von Jack Kornfield:
Würde der Eltern - Würde der Kinder*

Eine Engelsgeschichte

Es war einmal ein kleiner Engel im Himmel, der die Menschen mit solcher Nähe und Zärtlichkeit begleitete, dass er den unwiderstehlichen Wunsch empfand, nicht nur mit seinen Flügeln über die Erde zu schweben und schützend die Menschen zu achten, sondern er wollte selbst auf ihren Straßen gehen, einer von ihnen werden.

Eines Tages sah er auf der Erde eine eben erblühte Mohnblume. Da schien dem kleinen Engel, als habe er im Himmel noch nie ein solches Rot empfunden und seine Sehnsucht, zur Erde zu gehören, wuchs. So trat er vor Gottes Angesicht und bat: „Lass mich auf die Erde. Lass mich ein Mensch unter Menschen werden.“ Da trat ein erhabener, weiser Engel dazu und sagte: „Weißt du auch, dass es auf der Erde nicht nur Sonne und Blumen gibt. Es gibt Stürme und Unwetter und allerlei Ungemütliches.“ „Ja“, erwiderte der kleine Engel, „das weiß ich.“ „Doch sah ich auch einen Menschen, der hatte die Kraft, einen großen Schirm aufzuspannen, so dass zwei Menschen darunter Platz hatten. Es schien mir, den Beiden könnte kein Unwetter etwas anhaben.“

Da lächelte Gott dem kleinen Engel zu.

Die Zeit verging, und eines Tages erschien der kleine Engel wieder vor Gottes Angesicht und sprach: „Ich habe mir noch mehr angesehen von der Welt. Es zieht mich mehr und mehr hinunter.“ Da trat der erhabene weise Engel wieder hinzu und entgegnete: „Weißt du auch, dass es Nebel und Frost und eine Menge verschiedener Arten von Glatteis gibt auf der Welt?“ Da antwortete der kleine Engel: „Ja, ich weiß um manche Gefahren, doch sah ich auch Menschen, die teilten ihre warmen Mäntel und andere Menschen, die gingen bei Glatteis Arm in Arm.“

Da lächelte Gott dem kleinen Engel erneut zu.

Als wieder einige Zeit vergangen war, trat der kleine Engel zum dritten Mal vor Gottes Angesicht und bat: „Lass mich ein Mensch werden. So rot blüht der Mohn auf der Erde. Mein Herz ist voll Sehnsucht, etwas zu diesem Blühen beizutragen.“ Da trat der erhabene weise Engel ganz nah zu dem kleinen Engel und fragte mit ernster Stimme: „Hast du wirklich genug hingesehen, das Leid und das Elend geschaut, die Tränen und Ängste und Krankheiten, die Sünde und den Tod geschaut?“ Mit fester Stimme erwiderte der kleine Engel: „Wohl habe ich auch das Düstere, Traurige und Schreckliche gesehen. Doch ich sah auch einen Menschen, der trocknete einem anderen die Tränen, der vergab einem Schuldigen und der reichte einem Sterbenden die Hand. Ich sah eine Mutter, die wiegte ihr krankes, ausgemergeltes Kind durch viele Nächte und wurde nicht müde, die alte leise Melodie der Hoffnung zu summen. Solch ein Mensch möchte ich werden.“

Da trat der erhabene weise Engel zurück und Gott schenkte dem kleinen Engel seinen Segen und gab ihm viel Himmelslicht mit auf die lange Reise. Bevor der kleine Engel zur Erde niederstieg, nahm ihm der erhabene weise Engel einen Flügel ab und der andere Flügel wurde unsichtbar. Da fragte der kleine Engel: „Mein Gott wie soll ich vorwärts kommen und wie zurück finden ohne Flügel?“ „Das herauszufinden wird deine Lebensaufgabe sein“, hörte er Gottes Stimme zärtlich sagen.

In dieser Nacht kam ein kleines Kind zur Welt. Seine Mutter, noch vor Schmerz und Anstrengung betäubt, nahm das Kind in die Arme, sah das Himmelslicht wie einen Lockenkranz um das Köpfchen des Kindes leuchten und flüsterte: „Sei willkommen unter uns, mein kleiner Engel.“

Noch lange sah man das Himmelslicht um das Kind. Doch wie das Leben so ist, es beschmutzt auch die reinsten und hellsten Lichter. All die vielen Einflüsse, die Härte und der Kampf taten ein Übriges.

Bald sah niemand mehr, dass der Mensch himmlisches Licht in sich trug. Zwar machte sich der unsichtbare Flügel hier und da bemerkbar, doch was bei dem Kind als träumerischer, schwebender Schritt wahrgenommen wurde, das wirkte bei dem Heranwachsenden eher als unsicheres Schwanken und dann beim Erwachsenen nur noch als Hinken und Stolpern.

Je länger der Mensch, der einst ein Engel gewesen war, auf den staubigen und steinigen Wegen des Lebens ging, die mühsamen Treppen bestieg, die steil abfallenden dornigen Hänge hinunter strauchelte, desto mehr hatte er vergessen, woher er kam und weshalb er hier wanderte. Einzig die große Liebe zu den kleinen roten Mohnblumen, die an Wegrändern und Magerwiesen blühten, war ihm geblieben. Viel Leidvolles begegnete dem Menschen auf seinem Lebensweg. Zwar konnte er manchmal eine Träne trocknen, zwar reichte er ab und zu einem schwankenden Mitmenschen die Hand, zwar brach er zuweilen sein Brot mit einem Hungernden, doch die meisten Rätsel blieben und er merkte mehr und mehr, wie wenig er tun konnte und wie vieles er unerledigt zurücklassen musste. Seine Kraft reichte nur für ganz wenig, und oft erschien es ihm, als bewirkte sein Leben nichts.

Jeden Frühling aber blühte der Mohn an den Straßenrändern und erfreute des Menschen Herz. Nach einem besonders langen kalten Winter, in dem der Mensch kaum genug Wärme und Schutz, Raum und Nahrung, Freundschaft und Brot gefunden hatte, konnte er sich nur noch langsam und mühsam fortbewegen. Er musste viele Pausen machen und schlief vor Erschöpfung am Wegrand ein. Da erblickte er weit über sich auf einem unerreichbar hohen Felsen eine kleine Wiese voll mit rotem Mohn. Der Mensch rieb sich die Augen. So rot, so rot erblühte der Mohn! Beim Anblick dieser Blumen wünschte er so sehr, dass er allen Menschen, denen er begegnete und allen Tieren, die um ihn waren, eine solche Blume und so ein klares, inniges Rot als Zeichen der Liebe schenken dürfe. Da bemerkte er neben sich einen Wanderer, genauso müde, genauso gezeichnet von der langen Straße wie er. „Wohin schaust du so voller Sehnsucht und voller Wehmut?“ fragte dieser. „Dort auf die Mohnblüten. So müsste die Farbe unserer Liebe sein.“ „Weißt du denn nicht, wie schnell diese Art Blumen welken, so wunderbar sie auch sind?“ kam die Frage des Wanderers. Der Mensch, der einst ein Engel gewesen war, flüsterte: „Ich weiß um ihre Sterblichkeit. Trotzdem ist kein röteres Rot in der Welt und in meinem Herzen. Diese Blumen sind wie die Liebe, mag das Äußere auch welken, ihr Rot bleibt in der Seele.“

Da schauten sich die beiden Menschen ins Gesicht und erkannten den letzten Funken Himmelslicht in den Augen des anderen. Sie sahen, woher sie kamen, wozu sie gewandert waren und wohin sie noch unterwegs waren. Und sie sahen an sich jeweils einen Flügel.

Voller Freude umarmten sie sich. Da geschah das Wunder:
Sie erreichten das Mohnfeld, gemeinsam konnten sie fliegen, denn

**Menschen sind Engel mit nur einem Flügel -
um fliegen zu können - müssen sie sich umarmen.**

Geschichte des Monats November 2015

Das Problem

Es war einmal ein Problem, das sehr unglücklich und traurig war, weil alle Menschen darüber schimpften und es verfluchten. Dabei fing alles so spannend an ...

In der Problementstehungsfabrik hatte man ihm in der Endkontrolle gesagt, dass es eine großartige Bestimmung habe und den Menschen ganz besondere Momente in ihrem Leben bringen würde. Voller Freude und Tatendrang machte sich das Problem daran, die Menschenwelt zu besuchen.

Doch anfangs wollte es niemand beachten – es war noch zu klein, ein kleines Problemchen.

Genährt durch das Verdrängen und Wegschieben der Menschen, wuchs es zu einem beachtlichen Problem heran. Jetzt wurde es beachtet, allerdings zog es auch schon den ersten Missmut auf sich. Und weiterhin weit und breit keine Sicht nach besonderen Momenten, wie man es ihm vor einer Ewigkeit versprach.

Es wuchs weiter und wurde größer und größer. Die Beschimpfungen der Menschen schlugen um in Resignation.

Bis eines Tages das Korsett der Resignation gesprengt wurde und ein junger Mann mit seinem Sohn das Problem betrachteten.

„Das wird keine leichte Aufgabe.“, sagte der Mann zu seinem Sohn. „Da haben wir ja ein richtiges Problem, Paps, oder?“

„Lass dich davon nicht einschüchtern, mein Sohn. Ein Problem ist nichts weiter als eine Herausforderung, eine Aufgabe, die es zu lösen gilt - mehr nicht. Eine Hürde, die wir gemeinsam überspringen werden. Vielleicht müssen wir hierfür neue Sichtweisen und Standpunkte einnehmen, uns weiter entwickeln. Auf alle Fälle ist ein Problem für uns da.“

„Wie kann etwas für uns sein, wenn wir Schwierigkeiten damit haben?“

„Weil wir daran wachsen werden, mein Sohn. Und nachdem wir es bewältigt haben, werden wir anderen Menschen helfen können, wie sie solch ein Problem lösen können.“

Das Problem lauschte aus dem Hintergrund gespannt und freute sich darauf, dass nun endlich jemand den Mut fasste und sich seiner annahm.

„Weshalb bist du dir so sicher, Paps?“

„Wenn ein Problem gegen uns wäre, müsste es Contrablem heißen - tut es aber nicht.“ zwinkerte er seinem Sohn zu.

Und das Problem verstand nun, welche besonderen Momente es den Menschen brachte. Kleine Probleme versprachen kleine Entwicklungsschritte, große Probleme hingegen gingen einher mit großen Entwicklungen - und unser Problem hier war schon verdammt groß.

Von Mario A. Brakenwagen

Neue Augen finden

Josh, einer meiner früheren Patienten, ist ein begabter Krebschirurg; er suchte mich auf, weil er Depressionen hatte. Er war total desillusioniert und zynisch und dachte daran, sich vorzeitig pensionieren zu lassen. „Morgens kann ich mich kaum dazu aufraffen, aufzustehen“, erzählte er mir. „Jeden Tag höre ich die gleichen Klagen, immer und immer wieder sehe ich dieselben Krankheiten. Das interessiert mich einfach alles nicht mehr. Ich brauche ein neues Leben.“ Und doch hatte er durch seine außergewöhnlichen Fähigkeiten vielen anderen genau das gegeben.

Proust sagte einmal, die größte Entdeckungsreise liege nicht darin, nach neuen Landstrichen zu suchen, sondern neue Augen zu bekommen. Es ist oft ganz einfach, zu neuen Augen zu kommen. Ich greife in Fällen wie dem von Josh gern auf Angeles Arrien, der Autorin des Buches *Der vierfache Weg*, zurück und empfehle den Patienten, jeden Abend die Ereignisse des Tages Revue passieren zu lassen, sich dabei drei Fragen zu stellen und die Antworten in einem Tagebuch festzuhalten.

Diese drei Fragen sind:

Was hat mich heute überrascht?

Was hat mich heute bewegt oder berührt?

Was hat mich heute inspiriert?

Meine Patienten sind oft vielbeschäftigte Menschen, und ich sage ihnen, dass sie nicht unbedingt viel schreiben müssen. Worauf es ankommt, ist nicht, wie viel sie über ihren Tag schreiben, sondern dass sie ihn aus einer neuen Perspektive betrachten.

Ich fragte Josh, ob er das als ein Experiment ansehen und es versuchen könnte.

Er war skeptisch. „Ist billiger als Prozac“, sagte ich ihm. Er lachte und willigte ein, es zu versuchen. Es überraschte mich nicht, schon nach wenigen Tagen wieder von ihm zu hören.

„Rachel“, sagte er, „ich habe das nun drei Tage lang ausprobiert, und die Antwort ist immer dieselbe: ‚Nichts, nichts und nichts.‘ Ich mag es nicht, bei einer Sache total zu versagen. Gibt es dabei irgendeinen Trick?“

Ich lachte. „Vielleicht sehen Sie Ihr Leben noch immer auf die alte Weise an“, sagte ich ihm.

„Versuchen Sie, die Leute um Sie herum doch einmal zu betrachten, als wären Sie Romanschriftsteller, Journalist oder vielleicht Dichter. Achten Sie auf die Stories.“

Es gab eine kurze Pause. „Na gut“, sagte er. Ich seufzte. Aber er rief nicht wieder zurück.

Josh erwähnte das Tagebuch mehrere Wochen lang nicht mehr. Unsere Sitzungen waren darauf ausgerichtet, seinen Stress und seine Arbeitsbelastung etwas zu reduzieren. Es schien ihm langsam besser zu gehen, und ich war recht optimistisch. Und dann, sechs Wochen nach jenem Anruf, kam er mit einem kleinen, gebundenen Buch zu mir in die Praxis und begann mir zu erzählen, was ihm seiner Meinung nach wirklich geholfen hatte.

Anfangs hatte er große Schwierigkeiten mit dem Tagebuchschreiben und hatte sich gefragt, wie er nur dermaßen beschäftigt sein und doch ein dermaßen nichtssagendes Leben führen könne. Aber langsam begann er einige Antworten auf die drei Fragen zu finden. Er öffnete sein Tagebuch und fing an, mir einige Antworten vorzulesen.

Anfangs war das, was ihn an einem Tag am meisten überrascht hatte, dass ein Krebs zwei oder drei Millimeter gewachsen oder geschrumpft war. Und die inspirierendste Sache war gewesen, dass ein neues oder experimentelles Medikament Wirkung zeigte. Aber allmählich hatte er tiefer zu sehen begonnen. Schließlich sah er Menschen, die ihren Weg durch großen Schmerz und tiefe Finsternis gefunden hatten, indem sie einem Faden der Liebe gefolgt waren, Menschen, die Teile ihres Körpers geopfert hatten, um den Wert des Lebendigseins zu bestätigen, Menschen, die einen Weg gefunden hatten, über Schmerz, Leiden und sogar Tod zu triumphieren. Ich war tief berührt.

Anfangs, so erzählte er mir, waren ihm die Dinge, die ihn überrascht, bewegt oder inspiriert hatten erst aufgefallen, nachdem sie bereits geschrieben waren – am Abend in der

Zurückgezogenheit seines Heims. „Das war wie in einem dieser Märchen“, sagte er, „als sei ich verhext. Ich konnte das Leben nur sehen, wenn ich über meine Schulter zurückblickte.“ Aber allmählich war dieses Hinterherhinken weniger und weniger geworden. „Ich begann eine Fähigkeit zu trainieren, die ich nie genutzt hatte“, erzählte er mir. „Und als ich erst einmal angefangen hatte, die Dinge zu dem Zeitpunkt zu sehen, zu dem sie tatsächlich passierten, hat sich viel für mich geändert.“

Ich war erstaunt. „Was meinen Sie damit“, fragte ich.

„Nun“, antwortete er, „anfangs konnte ich nicht darüber sprechen und habe einfach alles aufgeschrieben. Aber ich denke, als ich die Dinge anders zu sehen begann, hat sich auch meine Einstellung verändert. Das hat sich vielleicht im Tonfall meiner Stimme oder auf andere Weise gezeigt. Die Leute haben das offenbar mitbekommen, denn ihre Einstellung hat sich ebenfalls verändert. Und nach einer Weile fing ich an, mit den Menschen über mehr als nur über ihren Krebs und seine Behandlung zu sprechen. Ich begann darüber zu sprechen, was ich sehen konnte.“

Der erste Patient, mit dem er auf diese Weise sprach, war eine achtunddreißigjährige Frau mit Eierstockkrebs, die nach einer größeren Bauchoperation nun eine sehr belastende Chemotherapie durchmachte. Mitten in einer der regelmäßigen Routinekonsultationen sah er sie plötzlich eines Morgens zum ersten Mal; er sah die Vierjährige auf ihrem Schoß und die Sechzehnjährige, die an ihren Sessel gelehnt daneben stand. Beide Mädchen waren wie aus dem Ei gepellt, gut ernährt und machten den Eindruck, glücklich zu sein und geliebt zu werden. Da er sich bewusst war, wie sehr sie unter dieser Art der Chemotherapie litt, war er sehr berührt von ihrem Einsatz als Mutter, und zum ersten Mal begriff er, was für einen enormen Lebenswillen sie hatte. Nachdem sie über ihre Symptome gesprochen hatte, ließ er eine Bemerkung darüber fallen. „Sie sind wirklich eine tolle Mutter für Ihre Kinder“, sagte er. „Selbst nach all dem Schweren, das Sie durchgemacht haben, gibt es da eine besondere Kraft in Ihnen. Ich könnte mir vorstellen, dass diese Kraft Sie eines Tages heilen kann.“

Sie lächelte ihn an, und es war ein Schock für ihn, als ihm klar wurde, dass er sie noch nie hatte lächeln sehen. „Danke“, sagte sie mit einem warmen Ton in der Stimme, „das bedeutet sehr viel für mich.“

Er war ziemlich überrascht darüber, aber er glaubte ihr. Von dieser Begebenheit ermutigt, begann er, weiteren Patienten einige Fragen zu stellen, die zu stellen man ihn nicht auf der Universität gelehrt hatte. „Was hat Ihnen geholfen, mit dieser Krankheit umzugehen?“ oder „Woher nehmen Sie nur Ihre Kraft?“ Und wie sich zeigte, hatten Menschen mit derselben Krankheit ganz unterschiedliche Geschichten zu erzählen. Und er wollte diese Dinge wirklich hören. In mancher Hinsicht traf das, was sie sagten, auch auf ihn selbst zu in seinem Ringen darum, mit den Schwierigkeiten des Alltags fertig zu werden. „Ich wusste viel über den Krebs“, sagte er mir, „aber ich wusste wenig über die Menschen.“

Er war schon immer ein hervorragender Chirurg gewesen, dessen berufliche Leistungen bemerkenswert waren, aber in den letzten Monaten hatten die Menschen zum ersten Mal begonnen, ihm für ihre Operationen zu danken, und von einigen hatte er sogar Geschenke erhalten. Er saß einige Minuten schweigend da. Dann griff er in seine Tasche und holte ein sehr schönes Stethoskop hervor, in das sein Name eingraviert war. „Ein Patient hat es mir geschenkt“, sagte er, offensichtlich bewegt. Ich lächelte ihn an. „Und was tun Sie damit, Josh?“ fragte ich. Für einen Moment sah er mich verwirrt an, aber dann lachte er laut. „Ich höre auf Herzen, Rachel; ich höre auf Herzen.“

Das Leben der meisten von uns ist weitaus sinnvoller, als wir annehmen. Den Sinn zu finden muss nicht immer bedeuten, die Dinge anders zu machen; es kann einfach darin liegen, gewohnte Dinge auf neue Weise zu sehen. Wenn wir neue Augen finden, mögen wir zu unserer größten Überraschung herausfinden, dass der Arbeit, die wir schon seit vielen Jahren tun, ein unvermuteter Segen innewohnt. Aber vielleicht wird das Leben nur von denjenigen in seiner ganzen Tiefe erkannt, und vielleicht dienen nur diejenigen dem Leben wirklich, die die Sprache des Sinns sprechen und die sich daran erinnern haben, wie man mit dem Herzen sieht.

Die Stadt der Brunnen

Die Stadt war nicht wie alle anderen Städte dieses Planeten von Menschen bewohnt. Diese Stadt wurde von Brunnen bewohnt. Von lebenden Brunnen zwar, aber von Brunnen eben. Die Brunnen unterschieden sich nicht nur durch ihren jeweiligen Standort, sondern auch durch die Art der Öffnung, über die sie mit der Außenwelt verbunden waren.

Es gab prächtig ausgestattete Brunnen mit Marmorrand und kostbaren Eisenverzierungen, bescheidene Brunnen aus Holz und Backstein und noch ärmlichere, karge Löcher, die sich einfach in der Erde auftaten. Die Verständigung der Stadtbewohner spielte sich von Brunnenöffnung zu Brunnenöffnung ab, und die Neuigkeiten verbreiteten sich unter ihnen in Windeseile.

Irgendwann tauchte in der Stadt eine neue Mode auf, die sicherlich in irgendeinem Menschendorf geboren worden war. Der neue Gedanke bestand darin, dass jedes lebende Wesen, das etwas auf sich hielt, viel größere Sorgfalt auf sein Inneres denn auf sein Äußeres legen sollte. Wichtig war nicht die Oberfläche, sondern der Inhalt.

Also begannen sich die Brunnen mit Gegenständen anzufüllen. Manche füllten sich mit Schmuck, Goldmünzen und Edelsteinen auf. Andere, Praktischere, füllten sich mit Haushalts- und Elektrogeräten. Ein paar entschieden sich für die Kunst und füllten sich mit Bildern, Pianos und raffinierten, postmodernen Skulpturen. Die Intellektuellen unter ihnen schließlich füllten sich mit Büchern, ideologischen Traktaten und Fachzeitschriften.

Die Zeit verging. Die meisten Brunnen hatten sich derart angefüllt, dass sie nichts mehr fassen konnten. Nicht alle Brunnen waren gleich und während manche sich mit ihrem Zustand zufrieden gaben, dachten andere, dass sie immer noch weitere Dinge in sich hineinstopfen mussten. Einer machte den Anfang. Doch anstatt seinen Inhalt noch mehr zusammenzupressen, kam ihm der Gedanke, sein Fassungsvermögen zu vergrößern, in dem er sich erweiterte. Es dauerte nicht lange, da fand die Idee ihre Nachahmer.

Alle Brunnen verwendeten den Großteil ihrer Energie darauf, sich zu erweitern, um ihren Innenraum zu vergrößern.

Einem Brunnen, einem kleinen vom Stadtrand, fiel die Maßlosigkeit auf, mit der sich seine Kameraden ausdehnten. Wenn sie so weitermachten, dachte er, würden bald alle Ränder aneinander stoßen und man könnte den einen nicht mehr von dem anderen unterscheiden.

Das brachte ihn darauf, dass es noch eine andere Wachstumsrichtung gab, und zwar nicht in die Breite, sondern in die Tiefe. Man konnte tiefer statt breiter werden. Sofort realisierte er, dass alles, was er in sich trug, ihn daran hinderte, tiefer zu werden. Wenn er tiefer werden wollte, musste er sich also von seinem Inhalt befreien. Zuerst fürchtete er sich vor der Leere. Doch als er sah, dass es keine andere Möglichkeit gab, machte er sich ans Werk. Er befreite sich von all seinem Besitz und gewann an Tiefe, während sich andere jener Dinge bemächtigten, von denen er sich losgesagt hatte.

Eines Tages erlebte der Brunnen, der in die Tiefe ging, eine Überraschung. In seinem Inneren, ganz tief in sich drin, stieß er auf Wasser. Noch nie war ein Brunnen in sich selbst auf Wasser gestoßen. Unser Brunnen erholte sich schnell von seiner Überraschung und begann mit dem Wasser, das aus seiner Tiefe kam, zu spielen. Er bespritzte seine Wände, besprenkelte seinen Rand und zuletzt beförderte er Wasser nach draußen.

Noch nie war die Stadt anders bewässert worden als durch den Regen, der allerdings ziemlich selten fiel. So kam es, dass das Land rund um den Brunnen zu neuem Leben erwachte, grünte und gedieh. Die Samen in der Erde gingen auf und verwandelten sich in Gras, Klee, Blumen und zarte Zweiglein, die sich später zu rechten Bäumen auswuchsen. In allen Farben explodierte das Leben rings um den abgelegenen Brunnen, den sie von nun an den "Obstgarten" nannten.

Alle wollten von ihm wissen, wie er dieses Wunder vollbracht hatte. „Von Wunder kann nicht die Rede sein“, antwortete der Obstgarten. „Man braucht bloß in seinem Inneren zu suchen und dabei ganz in die Tiefe zu gehen.“ Viele wollten dem Beispiel des Obstgartens folgen, aber der Gedanke, dass sie sich, um an Tiefe zu gewinnen, erst einmal ganz leer machen mussten, schreckte sie ab. Stattdessen erweiterten sie sich zusehends in der Breite, um sich mit noch mehr Dingen anfüllen zu können.

Am anderen Ende der Stadt unternahm ein weiterer Brunnen das Wagnis und machte sich leer. Auch er gewann an Tiefe. Und auch er stieß auf Wasser. Und auch sein Wasser sprudelte nach draußen und brachte eine zweite grüne Oase im Dorf zur Blüte.

„Und was ist, wenn dir das Wasser einmal ausgeht?“ wurde er gefragt. „Keine Ahnung, was dann ist“, antwortete er. „Aber bis jetzt kommt immer mehr Wasser zutage, je mehr ich hinausbefördere.“

Es vergingen einige Monate, bis es zu einer weiteren großen Entdeckung kam. Eines Tages, rein zufällig, bemerkten die beiden Brunnen, dass es sich bei dem Wasser, auf das sie in der Tiefe ihrer selbst gestoßen waren, um dasselbe Wasser handelte.

Es war der gleiche unterirdische Fluss, der unter dem einen hinweg floss und auch den anderen tränkte. Ihnen wurde klar, dass sich für sie ein ganz neues Leben darbot. Nicht nur, dass sie sich an der Oberfläche verständigen konnten, von Brunnenrand zu Brunnenrand, wie all die anderen, sondern dass ihre Suche ihnen auch einen neuen, geheimen Verbindungspunkt offenbart hatte.

Sie hatten die tiefe Verständigung entdeckt, die nur unter denen möglich ist, die den Mut haben, sich von ihrem inneren Gerümpel zu befreien, und in der Tiefe ihrer selbst nach dem suchen, was sie zu geben haben.

von Jorge Bucay

Geschichte des Monats August 2015

Die Einladung **Oriah Mountain Dreamer**

Es interessiert mich nicht, womit du dein Geld verdienst. Ich will wissen, wonach du dich sehnst und ob du die Erfüllung deines Herzenswunsches zu träumen wagst.

Es interessiert mich nicht wie alt du bist. Ich will wissen ob du es riskierst, dich zum Narren zu machen, auf der Suche nach Liebe, nach deinem Traum, nach dem Abenteuer des Lebens.

Es interessiert mich nicht, welche Planeten ein Quadrat zu Deinem Mond bilden.

Ich will wissen, ob du deinem Leid auf den Grund gegangen bist und ob dich die Ungerechtigkeiten des Lebens geöffnet haben, oder ob du dich klein machst und verschließt, um dich vor neuen Verletzungen zu schützen. Ich will wissen ob du Schmerz - meinen oder deinen eigenen - ertragen kannst, ohne ihn zu verstecken, zu bemänteln, oder zu lindern.

Ich will wissen, ob du Freude - meine oder deine eigene - aushalten, dich hemmungslos dem Tanz hingeben und jede Faser deines Körpers von Ekstase erbeben lassen kannst, ohne an Vorsicht und Vernunft zu appellieren oder an die Begrenztheit des Menschseins zu denken.

Es interessiert mich nicht, ob das, was du erzählst, wahr ist. Ich will wissen, ob du andere enttäuschen kannst, um dir selbst treu zu bleiben; ob du den Vorwurf des Verrats ertragen kannst, um deine eigene Seele nicht zu verraten; ob du treulos sein kannst, um vertrauenswürdig zu bleiben.

Ich will wissen, ob du die Schönheit des Alltäglichen erkennen kannst, selbst wenn sie nicht immer angenehm ist, und ob ihre Allgegenwärtigkeit die Quelle ist, aus der du die Kraft zum Leben schöpfst.

Ich will wissen, ob du mit Unzulänglichkeit leben kannst - meiner und deiner eigenen - und immer noch am Seeufer stehst und der silbrigen Scheibe des Vollmondes ein uneingeschränktes "Ja!" zurufst.

Es interessiert mich nicht, wo du wohnst oder wie reich du bist. Ich will wissen, ob du nach einer kummervoll durchwachten Nacht zermürbt und müde bis auf die Knochen aufstehen kannst, um das Notwendige zu tun, damit deine Kinder versorgt sind.

Es interessiert mich nicht, wen du kennst oder wie du hierher gekommen bist. Ich will wissen, ob du inmitten des Feuers bei mir ausharren wirst, ohne zurückzuweichen.

Es interessiert mich nicht, wo oder was oder mit wem du studiert hast. Ich will wissen, was dich von innen heraus trägt, wenn alles andere wegbricht.

Ich will wissen, ob du mit dir selbst allein sein kannst, und ob du den, der dir in solchen einsamen Momenten deines Lebens Gesellschaft leistet, wirklich magst.

Nähe

Eines Tages fragte Mahatma Gandhi:

„Warum schreien die Menschen so, wenn sie wütend sind?“

„Sie schreien, weil sie die Ruhe verlieren“, antwortete ein Mann.

„Doch warum schreien sie, wenn die andere Person neben ihnen steht?“, fragte Gandhi erneut.

„Wir schreien, weil wir wollen, dass die andere Person uns zuhört“, erwiderte ein anderer Mann. Gandhi fragte weiter:

„Ist es dann nicht möglich, mit leiser Stimme zu sprechen?“

Weitere Antworten folgten, doch keine konnte ihn überzeugen.

Nach einem Augenblick des Nachdenkens sagte er:

„Wollt ihr wissen, weshalb man eine andere Person anschreit, wenn man wütend ist? Es ist so, dass sich bei einem Streit die Herzen zweier Menschen weit voneinander entfernen. Um diese Distanz zu überwinden, muss man schreien. Je wütender die Menschen sind, desto lauter müssen sie schreien, um einander zu hören.

Darum lasst es nicht zu, dass eure Herzen sich bei einer Diskussion voneinander entfernen. Sagt keine Worte, die die Herzen auseinander treiben, denn der Tag wird kommen, an dem die Distanz so groß ist, dass es keinen Weg mehr zurückgeben wird.

Ganz anders ist es zwischen zwei Menschen, die sich lieben. Sie schreien nicht, sie reden sanft miteinander. Weshalb wohl?

Weil ihre Herzen einander sehr nahe sind. Die Distanz zwischen ihnen ist klein. Manchmal sind sich die Herzen so nahe, dass sie nicht einmal sprechen, sondern nur flüstern. Und wenn die Liebe noch stärker ist, braucht es nicht einmal mehr ein Flüstern. Es genügt, sich anzusehen und die Herzen hören einander. Denn wenn zwei Menschen sich lieben, sind sie einander sehr nahe.“

Mahatma Gandhi

Das echte Gespräch bedeutet:

Aus dem ICH heraustreten und an die Tür des DU klopfen.

Albert Camus

Die Geschichte vom Steinbrucharbeiter

Eines Tages, während er über die Last der Steine stöhnt, sieht er draußen auf der Straße einen reichen Mann mit einer Schar von Leuten vorbeiziehen. Er sieht die Pracht, die von diesem reichen Mann ausgeht und denkt bei sich:

Ach wäre ich doch auch ein reicher Mann.

In dem Moment steigt ein Engel herab, schnippt mit den Fingern und sagt: „Du kannst werden, was du dir wünschst.“

Und er verwandelte sich in einen reichen Mann, genießt all die Freuden und all die Vorteile, die man hat, wenn man viel Geld besitzt. Er genießt es, so zu leben.

Und als er eines Tages wieder einmal in einem seiner vornehmen Urlaube ist, sieht er draußen einen König, der in einer zehnspännigen Kutsche gefahren wird und von dem die ganze Macht eines solchen Königs ausgeht, und er denkt bei sich:

Ach wäre ich doch auch ein solcher König. Und der Engel ist wieder bei ihm und sagt: „Du kannst werden, was du dir wünschst.“

Und er verwandelt sich in einen König. Er bekommt ein Königreich und genießt jetzt all die Freude und Macht eines Königs.

Eines Tages, als er in seinem königlichen Leben wieder mal einen Urlaub macht, holt er sich ganz profan einen Sonnenbrand. Er spürt die Macht der Sonne und er denkt bei sich: Die Sonne ist ja unglaublich viel mächtiger als ich mit meinem Königreich. Ach hätte ich doch die Kraft und Macht der Sonne. Und wieder ist der Engel da, er scheint allmächtig zu sein, schnippt, und unser Mann verwandelt sich in die Sonne. Und er genießt die ungeheure Kraft. Er strahlt und schenkt Licht und Wärme und befruchtet und verbrennt gleichermaßen.

Eines Tages erlebt er, wie Wolken vorbeiziehen und ihn daran hindern, auf die Erde hinunter zu strahlen und dass die Wolken die Macht besitzen, ihn und seine Sonnenstrahlen einfach zu blockieren. Und er denkt: Irgendwie sind die Wolken noch mächtiger. Ach wäre ich doch auch eine Wolke. Und der Engel ist zugegen, und er verwandelt sich in eine Wolke. Und so zieht er dahin als Wolke und spürt diese Leichtigkeit, dieses mühelose, spielerische Dahintreiben. Und spürt auch die Freude daran, als Regen herab zu fallen und die Erde auf andere Weise fruchtbar zu machen als durch die Sonnenstrahlen.

Bis er eines Tages als Regentropfen auf einen Stein stößt, und der hindert ihn daran, in die Erde einzudringen. Irgendwie ist dieser Stein noch machtvoller, und er denkt: Ach wäre ich doch ein Stein. Und so verwandelt er sich schließlich in einen Stein und spürt diese Ruhe, dieses Überdauernde des Steins, diese Festigkeit, schier eine Ewigkeit, dieses Dasein des Steins.

Bis eines Tages dann ein Mann kommt mit einem mächtigen Meißel. Er fängt an, diesen Stein zu bearbeiten. Da durchzuckt es ihn und er denkt: Dieser Mann muss der mächtigste Mann im Universum sein. Ach wäre ich doch dieser Mann.

Und als er dann erwacht, ist er wieder im Steinbruch.

Der Schmetterling

Eines Tages erschien eine kleine Öffnung in einem Kokon; ein Mann beobachtete den zukünftigen Schmetterling für mehrere Stunden, wie dieser kämpfte, um seinen Körper durch jenes winzige Loch zu zwängen.

Dann plötzlich schien er nicht mehr weiter zu kommen. Es schien, als ob er so weit gekommen war wie es ging, aber jetzt aus eigener Kraft nicht mehr weitermachen konnte. So beschloss der Mann, ihm zu helfen: er nahm eine Schere und machte den Kokon auf.

Der Schmetterling kam dadurch sehr leicht heraus. Aber er hatte einen verkrüppelten Körper, er war winzig und hatte verschrumpelte Flügel. Der Mann beobachtete das Geschehen weiter, weil er erwartete, dass die Flügel sich jeden Moment öffnen, sich vergrößern und sich ausdehnen würden, um den Körper des Schmetterlings zu stützen und ihm Spannkraft zu verleihen. Aber nichts davon geschah!

Stattdessen verbrachte der Schmetterling den Rest seines Lebens krabbelnd mit einem verkrüppelten Körper und verschrumpelten Flügeln. Niemals war er fähig zu fliegen. Was der Mann in seiner Güte und seinem Wohlwollen nicht verstand, war, dass das Ringen des Schmetterlings erforderlich ist, um durch die kleine Öffnung zu kommen. Es ist der Weg der Natur, um Flüssigkeit vom Körper des Schmetterlings in seine Flügel zu befördern. Dadurch wird er auf den Flug vorbereitet, sobald er seine Freiheit aus dem Kokon erreicht.

Manchmal ist das Ringen auch für uns genau das, was wir in unserem Leben benötigen.

Wenn wir durch unser Leben ohne Hindernisse gehen dürften, würde es uns lahm legen. Wir wären nicht so stark, wie wir sein könnten und niemals fähig zu fliegen.

Die sieben Weltwunder

Eine Schulklasse wurde gebeten zu notieren, welches für sie die sieben Weltwunder wären.

Folgende Rangliste kam zustande:

1. Pyramiden von Gizeh
2. Taj Mahal
3. Grand Canyon
4. Panamakanal
5. Empire State Building
6. St. Peters Dom im Vatikan
7. Große Mauer China

Die Lehrerin merkte beim Einsammeln der Resultate, dass eine Schülerin noch am Arbeiten war. Deshalb fragte sie die junge Frau, ob sie Probleme mit ihrer Liste hätte.

Sie antwortete: „Ja. Ich konnte meine Entscheidung nicht ganz treffen. Es gibt so viele Wunder.“

Die Lehrerin sagte: „Nun, teilen Sie uns das mit, was Sie bisher haben und vielleicht können wir ja helfen.“ Die junge Frau zögerte zuerst und las dann vor:

Für mich sind das die Sieben Weltwunder:

1. Sehen
2. Hören
3. Sich-Berühren
4. Riechen
5. Fühlen
6. Lachen ...
7. ... und Lieben

Im Zimmer wurde es ganz still.

Diese alltäglichen Sachen, die wir als selbstverständlich betrachten und oft gar nicht realisieren, sind wirklich wunderbar.

Die kostbarsten Sachen im Leben sind jene, die nicht gekauft und nicht hergestellt werden können.

Geschichte des Monats März 2015

Dies ist ein realer Funkspruch, der zwischen Spaniern und Amerikanern am 16. Oktober 1997 stattgefunden hat - aufgenommen von der Frequenz des spanischen Maritimen Notrufs, Canal 106, an der galizischen Küste „Costa De Fisterra“

Dieser Funkspruch hat wirklich stattgefunden und wurde erst im März 2005 von den spanischen Militärbehörden zur Veröffentlichung freigegeben. Alle spanischen Zeitungen haben ihn nun gedruckt und mittlerweile lacht sich ganz Spanien kaputt!

Spanier: Hier spricht A853 zu ihnen, bitte ändern sie ihren Kurs um 15 Grad nach Süden um eine Kollision zu vermeiden ... Sie fahren direkt auf uns zu, Entfernung 25 nautische Meilen

...

Amerikaner: Wir raten ihnen, ihren Kurs um 15 Grad nach Norden zu ändern um eine Kollision zu vermeiden.

Spanier: Negative Antwort. Wir wiederholen: ändern sie ihren Kurs um 15 Grad nach Süden um eine Kollision zu vermeiden.

Amerikaner: (eine andere amerikanische Stimme) Hier spricht der Kapitän eines Schiffes der Marine der Vereinigten Staaten von Amerika zu ihnen. Wir beharren darauf: Ändern sie sofort ihren Kurs um 15 Grad nach Norden, um eine Kollision zu vermeiden.

Spanier: Dies sehen wir weder als machbar noch erforderlich an, wir empfehlen ihnen ihren Kurs um 15 Grad nach Süden zu ändern um eine Kollision zu vermeiden.

Amerikaner: (stark erregter befehlerischer Ton) Hier spricht der Kapitän Richard James Howard, Kommandant des Flugzeugträgers "USS Lincoln" von der Marine der Vereinigten Staaten von Amerika, das zweitgrößte Kriegsschiff der nordamerikanischen Flotte. Uns geleiten zwei Panzerkreuzer, sechs Zerstörer, fünf Kreuzschiffe, vier U-Boote und mehrere Schiffe, die uns jederzeit unterstützen können. Wir sind in Kursrichtung persischer Golf, um dort ein Militärmanöver vorzubereiten und im Hinblick auf eine Offensive des Iraq auch durchzuführen. Ich rate Ihnen nicht ... ich befehle ihnen Ihren Kurs um 15 Grad nach Norden zu ändern!!! Sollten Sie sich nicht daran halten, so sehen wir uns gezwungen die notwendigen Schritte einzuleiten, die notwendig sind um die Sicherheit dieses Flugzeugträgers und auch die dieser militärischen Streitmacht zu garantieren. Sie sind Mitglied eines alliierten Staates, Mitglied der NATO und somit dieser militärischen Streitmacht ... Bitte gehorchen Sie unverzüglich und gehen Sie uns aus dem Weg!

Spanier: Hier spricht Juan Manuel Salas Alcántara. Wir sind zwei Personen. Uns geleiten unser Hund, unser Essen, zwei Bier und ein Mann von den Kanaren, der gerade schläft. Wir haben die Unterstützung der Sender Cadena Dial de la Coruna und Kanal 106 als Maritimer Notruf. Wir fahren nirgendwo hin, da wir mit ihnen vom Festland aus reden. Wir befinden uns im Leuchtturm A-853 Finisterra an der Küste von Galizien. Wir haben keine Scheißahnung welche Stelle wir im Ranking der spanischen Leuchttürme einnehmen. Und sie können die Schritte einleiten, die sie für notwendig halten und auf die sie geil sind, um die Sicherheit ihres Scheiß-Flugzeugträgers zu garantieren, zumal er gleich an den Küstenfelsen Galiziens zerschellen wird, und aus diesem Grund müssen wir darauf beharren und möchten es ihnen nochmals ans Herz legen, das es das Beste, das Gesundeste und das Klügste für sie und ihre Leute ist, nämlich ihren Kurs um 15 Grad nach Süden zu ändern, um eine Kollision zu vermeiden ...

Es war einmal ...

... vor langer Zeit, als eine Gruppe kleiner Frösche ein Wettklettern veranstaltete.

Das Ziel war, die Spitze eines hohen Turms zu erreichen.

Am Tag des Wettkampfs standen viele kleine Frösche um den Turm, um zuzusehen. Ehrlich gesagt, glaubte keiner daran, dass ein kleiner Frosch es schaffen könnte, einen so hohen Turm zu erklimmen.

Der Wettkampf ging los. Aus den Zuschauerreihen hörte man Sprüche wie „Das ist viel zu schwierig“, „Das wird keiner schaffen“ oder „Keine Chance, der Turm ist viel zu hoch“.

Die ersten kleinen Frösche gaben auf. Einer nach dem anderen rutschte wieder herunter, aber ein paar kleine Frösche kletterten weiter. Die Menge rief: „Seht es doch ein, es ist viel zu schwierig. Das kann keiner schaffen!“

Daraufhin gaben noch mehr kleine Frösche auf, bis schließlich nur noch ein einziger kleiner Frosch unbeirrbar weiterkletterte.

Die Zuschauer riefen: „Das ist unmöglich, du wirst es nicht schaffen. Gib auf!“ Doch der kleine Frosch kletterte bis zur Spitze.

Die anderen Frösche wollten nun natürlich wissen, wie er es geschafft hatte, auf diesen hohen Turm zu steigen. Als einer ihn fragen wollte, was sein Erfolgsgeheimnis war, stellte sich heraus:

Der kleine Frosch war taub!

Die Moral:

Höre nicht darauf, wenn andere Dir einreden wollen, dass Du etwas nicht erreichen kannst.

Lass Dich nicht von Schwarzsehern beeinflussen, sondern glaube an Dich selbst.

Dann kannst Du die erstaunlichsten Dinge vollbringen.

Geschichte des Monats Januar 2015

Der Segen meines Großvaters

Wenn ich an den Freitagnachmittagen nach der Schule zu meinem Großvater zu Besuch kam, dann war in der Küche seines Hauses bereits der Tisch zum Teetrinken gedeckt. Mein Großvater hatte seine eigene Art, Tee zu servieren, es gab bei ihm keine Teetassen, Untertassen oder Schalen mit Zuckerstückchen oder Honig. Er füllte Teegläser direkt aus einem silbernen Samowar, man musste zuerst einen Teelöffel in das Glas stellen, denn sonst hätte das dünne Glas zerspringen können. Mein Großvater trank seinen Tee auch nicht so, wie es die Freunde meiner Eltern taten. Er nahm immer ein Stück Zucker zwischen die Zähne und trank dann den ungesüßten Tee aus dem Glas. Und ich machte es wie er. Diese Art, Tee zu trinken gefiel mir viel besser als die Art, auf die ich meinen Tee zu Hause trinken musste.

Wenn wir unseren Tee ausgetrunken hatten, stellte mein Großvater stets zwei Kerzen auf den Tisch und zündete sie an. Dann wechselte er auf Hebräisch einige Worte mit Gott. Manchmal sprach er diese Worte laut aus, aber meist schloss er einfach die Augen und schwieg. Dann wusste ich, dass er in seinem Herzen mit Gott sprach. Ich saß da und wartete geduldig, denn ich wusste, jetzt würde gleich der beste Teil der Woche kommen.

Wenn Großvater damit fertig war, mit Gott zu sprechen, dann wandte er sich mir zu und sagte: „Komm her Neshumele.“ Ich baute mich dann vor ihm auf, und er legte mir sanft die Hände auf den Scheitel. Dann begann er stets, Gott dafür zu danken, dass es mich gab und dass Er ihn zum Großvater gemacht hatte. Er sprach dann immer irgendwelche Dinge an, mit denen ich mich im Verlauf der Woche herumgeschlagen hatte und erzählte Gott etwas Echtes über mich. Jede Woche wartete ich bereits darauf, zu erfahren, was es diesmal sein würde. Wenn ich während der Woche irgendetwas angestellt hatte, dann lobte er meine Ehrlichkeit, darüber die Wahrheit gesagt zu haben. Wenn mir etwas misslungen war, dann brachte er seine Anerkennung dafür zum Ausdruck, wie sehr ich mich bemüht hatte. Wenn ich auch nur kurze Zeit ohne das Licht meiner Nachttischlampe geschlafen hatte, dann pries er meine Tapferkeit, im Dunkeln zu schlafen. Und dann gab er mir seinen Segen und bat die Frauen aus ferner Vergangenheit, die ich aus seinen Geschichten kannte - Sara, Rahel, Rebekka und Lea -, auf mich aufzupassen.

Diese kurzen Momente waren während meiner ganzen Woche die einzige Zeit, in der ich mich völlig sicher und in Frieden fühlte. In meiner Familie von Ärzten und Krankenschwestern rang man unablässig darum, noch mehr zu lernen und noch mehr zu sein. Da gab es offenbar immer noch etwas mehr, das man wissen musste. Es war nie genug. Wenn ich nach einer Klassenarbeit mit einem Ergebnis von 98 von 100 Punkten nach Hause kam, dann fragte mein Vater: „Und was ist mit den restlichen zwei Punkten?“ Während meiner gesamten Kindheit rannte ich unablässig diesen zwei Punkten hinterher. Aber mein Großvater scherte sich nicht um solche Dinge. Für ihn war mein Dasein allein schon genug. Und wenn ich bei ihm war, dann wusste ich irgendwie mit absoluter Sicherheit, dass er Recht hatte.

Mein Großvater starb, als ich sieben Jahre alt war. Ich hatte bis dahin nie in einer Welt gelebt, in der es ihn nicht gab, und es war schwer für mich, ohne ihn zu leben. Er hatte mich auf eine Weise angesehen, wie es sonst niemand tat, und er hatte mich bei einem ganz besonderen Namen genannt - „Neshume-le“, was „geliebte kleine Seele“ bedeutet. Jetzt war niemand mehr da, der mich so nannte. Zuerst hatte ich Angst, dass ich, wenn er mich nicht mehr sehen und Gott erzählen würde, wer ich war, einfach verschwinden würde. Aber mit der Zeit begann ich zu begreifen, dass ich auf irgendeine geheimnisvolle Weise gelernt hatte, mich durch seine Augen zu sehen. Und dass einmal gesegnet worden zu sein heißt, für immer gesegnet zu sein. Viele Jahre später, als meine Mutter in hohem Alter überraschenderweise begann, selbst Kerzen anzuzünden und mit Gott zu sprechen, erzählte ich ihr von diesen Segnungen und was sie mir bedeutet hatten. Da lächelte sie traurig und sagte zu mir: „Ich habe dich an jedem Tag deines Lebens gesegnet, Rachel. Ich habe nur nicht die Weisheit besessen, es laut auszusprechen.“